

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Welternährung

Michael Brüntrup

EINFÜHRUNG IN DAS
WELTERNÄHRUNGSSYSTEM

Heike Wieters

KLEINE GESCHICHTE DES
INTERNATIONALEN KAMPFES
GEGEN DEN HUNGER

Matin Qaim

EINE WELT OHNE HUNGER
BIS 2030?

Friedrich Schorb

ADIPOSITAS –
EINE GLOBALE
ERNÄHRUNGSKRISE?

Nina Mackert

GESUNDES ESSEN MESSEN

Antje Risius

VON WISSEN, VERTRAUEN
UND ERNÄHRUNGSUMWELTEN

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**



Welternährung

APuZ 30–32/2023

MICHAEL BRÜNTRUP

EINFÜHRUNG IN DAS WELTERNÄHRUNGSSYSTEM

Das Welternährungssystem umfasst die Bereitstellung von Produktionsmitteln, die eigentliche Produktion von Nahrung sowie ihre Verarbeitung, Nutzung und Wiederverwendung. Derzeit wird es seinen grundlegenden Funktionen und Herausforderungen nicht ausreichend gerecht.

Seite 04–12

FRIEDRICH SCHORB

ADIPOSITAS – EINE GLOBALE ERNÄHRUNGSKRISE?

Wie hängen Unterernährung, Klimawandel und ein hohes Körpergewicht zusammen? Warum wird ein hohes Körpergewicht für immer mehr gesellschaftliche Missstände verantwortlich gemacht? Und welche Folgen hat das für die Betroffenen?

Seite 27–33

HEIKE WIETERS

KLEINE GESCHICHTE DES INTERNATIONALEN KAMPFES GEGEN DEN HUNGER

Seit dem 19. Jahrhundert hat sich ein breites Netzwerk zur Bekämpfung von Hunger herausgebildet. Mit den Akteuren und ihren Hilfspraktiken wandelten sich die Erklärungsmuster für die Persistenz eines Problems, das zunehmend auch als globale Herausforderung verstanden wird.

Seite 13–19

NINA MACKERT

GESUNDES ESSEN MESSEN

Quantifizierbares Wissen über gesunde Ernährung, etwa über Proteine und Kalorien, war für die Aushandlung moderner Ordnungen zentral. Es erlaubte, Ernährung als globales Problem zu bearbeiten, veränderte den Blick auf Körper und trug zur Entstehung von Schlankkeitsnormen bei.

Seite 34–40

MATIN QAIM

EINE WELT OHNE HUNGER BIS 2030?

Hunger ist nach wie vor weit verbreitet, während die Ernährungssysteme erheblich zu globalen Umwelt- und Klimaproblemen beitragen. Nur wenn produktions- und konsumseitige Ansätze gleichzeitig verfolgt werden, kann eine Welt ohne Hunger Wirklichkeit werden.

Seite 20–26

ANTJE RISIUS

VON WISSEN, VERTRAUEN UND ERNÄHRUNGSUMWELTEN

Warum haben wir in Deutschland den Weg zu einem nachhaltigen Alltagsbewusstsein bei der Ernährung (noch) nicht geschafft? Welche Rolle spielen individuelles Wissen und gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Umsetzung eines nachhaltigen Ernährungsstils?

Seite 41–46

EDITORIAL

Laut der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen waren 2021 weltweit bis zu 828 Millionen Menschen unter- und mangelernährt, die meisten von ihnen in Asien und Afrika. Rund 2,3 Milliarden Menschen, etwa 30 Prozent der Weltbevölkerung, hatten keinen dauerhaften Zugang zu gesunden Lebensmitteln in ausreichender Menge und Qualität, lebten also in Ernährungsunsicherheit. Damit setzte sich der deutliche Anstieg des Hungers auf der Welt fort, der seit Beginn der Covid-19-Pandemie wieder zu beobachten ist. Angesichts der Auswirkungen des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine auf die globalen Nahrungsmittellieferketten sowie des sich beschleunigenden Klimawandels ist nicht mit einer baldigen Trendumkehr zu rechnen. Das Sustainable Development Goal 2 der Vereinten Nationen – eine Welt ohne Hunger bis 2030 – ist kein realistisches Szenario mehr.

Gleichzeitig gelten weltweit mehr Menschen als je zuvor als überernährt. Laut Weltgesundheitsorganisation hat sich der Anteil übergewichtiger Erwachsener an der Weltbevölkerung zwischen 1975 und 2016 auf 39 Prozent nahezu verdoppelt – längst ist von einer globalen „Adipositas-Epidemie“ die Rede. Diese Entwicklung ist nicht beschränkt auf die Wohlstandsgesellschaften der reicheren Länder, sondern betrifft zunehmend auch Länder des Globalen Südens, wo hohes Körpergewicht insbesondere in den unteren Mittelschichten häufig mit einem Mangel an Mikronährstoffen einher geht.

Mit der Weltbevölkerung wächst auch die globale Nachfrage nach Nahrungsmitteln. Um diese auf eine Weise zu decken, die es allen Menschen erlaubt, sich ausreichend und gesund zu ernähren, und die sich zugleich innerhalb der planetaren Belastungsgrenzen bewegt, muss an verschiedenen Stellen im Welternährungssystem angesetzt werden. Im Fokus stehen insbesondere die Landwirtschaft, die mithilfe digitaler Technologien und neuer Züchtungsmethoden ihre Erträge steigern muss, ohne Klimawandel und Artenschwund weiter voranzutreiben, sowie wir alle als Verbraucherinnen und Verbraucher.

Anne-Sophie Friedel

EINFÜHRUNG IN DAS WELTERNÄHRUNGSSYSTEM

Michael Brüntrup

Das globale Agrar- und Ernährungssystem ist vielschichtig und komplex. Eine Betrachtung beginnt am besten mit der Beschreibung seiner grundlegenden Funktionen, von der Bereitstellung von Produktionsmitteln über die eigentliche Produktion von Nahrungsmitteln bis hin zu ihrer Verarbeitung, Nutzung und teilweisen Wiederverwendung. In der Subsistenzwirtschaft, die ursprünglich überall auf der Welt die Basis der Ernährung darstellte, waren diese Funktionen weitgehend in ländlichen Betrieb-Haushalt-Systemen vereint, die oft mit erweiterten Familienstrukturen übereinstimmten. Im Zuge von wirtschaftlicher Entwicklung, Urbanisierung und Produktivitätsfortschritten in der Landwirtschaft entwickelte sich zunehmend eine Arbeitsteilung, und diese kurzgeschlossenen Systeme splitterten sich auf: Heute werden Betriebsmittel und Kapitalgüter wie Saatgut, Dünger und Maschinen überwiegend in der Agrarproduktion vorgelagerten Bereichen hergestellt, Landwirt*innen setzen sie anschließend bei ihrer Arbeit ein, und die von ihnen gewonnenen Nahrungsmittel werden wiederum weitgehend betriebsfern verarbeitet, gehandelt und an die Konsument*innen gebracht. Das Recycling der Nährstoffe ist in dieser arbeitsteiligen Wirtschaftsform schwieriger, allein weil Produzent*innen und Konsument*innen räumlich getrennt sind. Der Übergang von der Subsistenz- zur arbeitsteiligen Nahrungsmittelproduktion dauerte lange und fand nicht überall gleichzeitig statt. Gerade in Entwicklungs- und Schwellenländern bestehen beide Modelle auch heute noch häufig neben- und miteinander, und Subsistenzproduktion ist in vielen armen ländlichen Regionen immer noch die wichtigste Säule der Ernährung.

Die modernen Ernährungssysteme bleiben nicht nur in wirtschaftliche Systemzusammenhänge eingebettet, sondern auch in soziale und ökologische. Größere Teile der Agrarlieferketten sind in ländlichen Regionen angesiedelt und

bilden dort über lange Zeitabschnitte hinweg das Rückgrat der Entwicklung. Denn die mit ihnen verknüpften Arbeitsplätze in den vor- und nachgelagerten Bereichen der Produktion erhöhen die Nachfrage nach lokalen Gütern und Dienstleistungen und beleben so die ländliche Wirtschaft. Ausnahmen sind intensive Viehhaltung oder transportsensible Sonderkulturen wie der Gemüsebau, die relativ flächenunabhängig sind und sich im Umland von oder sogar in den Städten ansiedeln können.

Auch die weiteren wirtschaftlichen Verflechtungen des Ernährungssektors sind mannigfaltig, zumal die Landwirtschaft nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch Rohstoffe herstellt. Vor der Entdeckung von fossilen Rohstoffen, insbesondere Rohöl, lieferte die Landwirtschaft, insbesondere, wenn man Forstwirtschaft und Fischerei hinzuzählt, einen großen Teil der Rohstoffe für die Gewinnung von Energie, Baustoffen, Fasern, Farben und Heilmitteln. Sollen künftig fossile Rohstoffe nicht nur bei der Energie-, sondern auch bei der materiellen Nutzung zurückgedrängt werden, wird dies wieder vermehrt Aufgabe der Agrarwirtschaft werden.

Landwirtschaft war und bleibt zudem eingebettet in Ökosysteme, die sie meist grundlegend in Agrar-Ökosysteme gewandelt hat. Sie ist die wichtigste Nutzerin natürlicher Ressourcen, insbesondere von Land, Boden und Wasser. Der Sektor ist damit an vielen ökologischen Gefährdungen beteiligt beziehungsweise deren Hauptverursacher.

KORNKAMMERN UND HANDELSSTRÖME

Durch die Reduktion von Transportkosten, die Entdeckung von neuen Konservierungsmethoden, bessere Informationssysteme und günstige Finanzierung ist im Zuge der Entwicklung hin zu arbeitsteiligen Agrar- und Ernährungssystemen

men eine zunehmende räumliche Entkoppelung von Produktion und Konsum möglich geworden. Städte und landknappe Länder wie Singapur ernähren sich weitgehend von Lebensmitteln, die außerhalb ihrer Grenzen produziert werden. Auch die bevölkerungsreichen Länder in Nahost und Nordafrika sind weitgehend auf Nahrungsimporte angewiesen, dort ist der limitierende Faktor meist Wasser. Die Tragfähigkeit einer Landschaft für eine bestimmte Menschenzahl und -dichte hat wesentlich an Bedeutung verloren, zugunsten einer globalen Perspektive, in der nun die planetaren Grenzen die ökologische Tragfähigkeit der Menschheit definieren. Dabei spielt die Agrar- und Ernährungswirtschaft eine Schlüsselrolle: Etwa 24 Prozent der planetaren Biomasse werden vom Menschen genutzt.⁰¹

Im Rahmen der zunehmend globalen Arbeitsteilung für Produktion und Konsum von Nahrungsmitteln haben sich globale „Kornkammern“ entwickelt. Allerdings sind nicht überall Getreide die wichtigsten Grundnahrungsmittel, teilweise sind es auch Knollen (Kartoffeln, Yams), Wurzeln (Maniok, Taro) oder Stauden (Bananen). Und neben Kalorien brauchen wir auch andere Nahrungsmittel für eine gesunde Ernährung, insbesondere Proteine, Fette sowie organische und mineralische Mikronährstoffe. Dennoch hat der Begriff seine Berechtigung: Nur drei Arten liefern über 40 Prozent der global genutzten Kalorien und, trotz ihres eher geringen Gehaltes, aufgrund der großen Masse ebenfalls einen sehr bedeutenden Teil der Proteine: Reis, Weizen und Mais.⁰² Der Begriff „Kornkammer“ soll hier für Überschussregionen verwendet werden, die mit ihren Agrarexporten den Konsum in anderen Weltregionen unterstützen. Bezogen auf die absolute Produktion sind jedoch ganz andere Regionen die „Kornkammern“ der Welt, nämlich diejenigen, in denen die meisten Menschen leben und die sich (noch) weitgehend selbst ernähren können: China und Indien.

Die meisten der großen Agrar-Import- und -Exportländer sind gleichermaßen Importeure wie Exporteure (Abbildung 1). Hohe Exportüberschüsse haben die geografisch großen USA und die kleinen Niederlande. Im Fall der USA ist vor

Abbildung 1: Die größten Agrarimporteure und -exporteure 2019, in Milliarden US-Dollar



Quelle: Welthandelsorganisation / Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (BLE), © BLE

allem die Primärproduktion entscheidend, in den Niederlanden ist es die Veredelungswirtschaft, die auf dem Import von Rohstoffen basiert sowie auf Nahrungsprodukten mit höherem Mehrwert durch Viehwirtschaft oder Verarbeitung.

Bezogen auf den gesamten Agrarsektor hat der Begriff der „Kornkammer“ nicht nur mit den natürlichen Kapazitäten Land, Boden, Wasser und Klima zu tun. Diese sind wichtig für die Massenware, insbesondere für die primären Kalorien aus der Pflanzenproduktion. Aber selbst hier ist es oft nicht die Knappheit an Land und Wasser, die die landwirtschaftliche Produktion limitiert, sondern die Knappheit an Arbeitsleistung. Historisch gesehen hatten einige der Regionen, die heute – wie etwa Australien oder Nordamerika – zu den zentralen Exporteuren von landwirtschaftlichen Massengütern zählen, eine sehr niedrige Tragfähigkeit. Erst mit der Einführung von technischen Innovationen, insbesondere der Mechanisierung der Landbewirtschaftung und des Transports, wurde die Produktion und damit die Tragfähigkeit und letztlich die Exportleistung drastisch erhöht.

Für eine Reihe von Agrarprodukten sind darüber hinaus noch einige weitere Faktoren bestimmend für ihren Platz im Weltagrarsystem: historisch gewachsene Produktionsschwerpunkte und Handelsverbindungen, komparative Vorteile gegenüber Wettbewerbern, Infrastruktur. Wissen spielt in der modernen Agrarproduktion eine große Rolle, aber auch die ökonomischen Rah-

⁰¹ Vgl. Michael Cherlet et al., World Atlas of Desertification, Luxemburg 2018, S. 39.

⁰² Vgl. Once Neglected, These Traditional Crops Are Our New Rising Stars, 2. 10. 2018, www.fao.org/fao-stories/article/en/c/1154584.

menbedingungen für Investitionen entlang der Produktionsketten. Und nicht zuletzt sind auch politische Beziehungen und die Geopolitik zentrale Faktoren. Das zeigt sich nicht zuletzt an der Entwicklung der Handelsbeziehungen im Agrarbereich in den vergangenen Jahrzehnten, die eine erstaunliche Dynamik an den Tag legt (*Abbildung 2*): Nachdem infolge des Zusammenbruchs der Sowjetunion aus einem ungleichen tripolaren in den 1990er Jahren ein weitgehend bipolares System mit den Clustern Nordamerika-Asien und Europa-Afrika entstanden war, entwickelten sich im Laufe der Zeit neue Cluster hin zu einem multipolaren System. Bis 2008 vertieften Russland und die Ukraine gemeinsam mit den zentralasiatischen Staaten sowie China, Australien, Südamerika und großen Teilen Afrikas ihre Handelsbeziehungen und drängten die Dominanz Europas und Nordamerikas teilweise zurück. Bis 2018 intensivierten sich die Handelsbeziehungen zwischen Südamerika und Asien, insbesondere zwischen Brasilien und China, und Russland und die Ukraine wurden für Afrika wichtiger. Es entstand ein weiterer kleiner Pol im südlichen Afrika.⁰³

Weltweit wurden 2021 etwa 16 Prozent der für die Welternährung im Sinne der Kalorien- und Protein-Grundversorgung besonders wichtigen Getreideproduktion international gehandelt, wobei die Spanne von 10 Prozent bei Reis bis 24 Prozent bei Weizen reicht. Dabei weisen die Netto-Getreideüberschüsse und -defizite ein klares regionales Muster auf, mit Variationen je nach Getreideart. Die USA und Europa bleiben die großen Netto-Exporteure, Afrika und Asien die großen Netto-Importeure. Die OECD und die UN Food and Agriculture Organization (FAO) schätzen allerdings, dass sich der Großteil des exportierbaren Reisüberschusses weiterhin auf die asiatischen Länder konzentrieren wird, während in Lateinamerika und der Karibik die Maisausfuhren weitgehend durch Weizeneinfuhren ausgeglichen werden. Insgesamt wird davon ausgegangen, dass mehrere afrikanische und asiatische Länder im kommenden Jahrzehnt stärker von Getreideeinfuhren abhängig sein werden.⁰⁴

PREISE UND PREISBILDUNG

Neben der Verfügbarkeit durch Produktion und Handel ist der Zugang zu Nahrung sowie ihre Nutzung die entscheidende Größe für Ernährungssicherheit. Dafür spielt das Einkommen im Zusammenspiel mit den Preisen für Nahrungsmittel eine zentrale Rolle. Sehr drastisch zeigen dies die Ergebnisse von Haushaltsbefragungen in mehr als 140 Ländern, die die FAO jedes Jahr in Auftrag gibt, um die erlebte Ernährungsunsicherheit zu erheben. Die Erfahrung von mittlerer und hoher Ernährungsunsicherheit lag 2020 in 26 Niedrigeinkommensländern mit einem durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommen unter 1100 US-Dollar bei 60 Prozent, während in den 81 Hocheinkommensländern mit einem Pro-Kopf-Einkommen von über 13000 US-Dollar weniger als 8 Prozent der Haushalte angaben, Ernährungsunsicherheit zu erfahren.⁰⁵ Das durchschnittliche Einkommen steht dabei nicht nur für die Kaufkraft des einzelnen Haushalts, sondern auch für die Kapazität des Landes, für seine Einwohner*innen zu sorgen. Je nach lokalen Gegebenheiten – insbesondere dem staatlichen System der sozialen Sicherung, den lokalen Märkten und Nahrungsmittelpreisen inklusive -schwankungen sowie dem Ausgaben- und Nutzungsverhalten der einzelnen Haushalte und Personen – gibt es große Unterschiede bei der Korrelation von Einkommen und Ernährungssicherheit.

Grundsätzlich sind für Ärmere niedrige Nahrungsmittelpreise wünschenswert beziehungsweise sogar überlebenswichtig. Allerdings leben Schätzungen zufolge rund 70 Prozent der extrem Armen im ländlichen Raum und beziehen den größten Teil ihres Einkommens aus der Landwirtschaft.⁰⁶ Sie erwirtschaften den größten Teil ihres Einkommens direkt aus dem Verkauf von Agrarprodukten oder verdienen Löhne in den vom Agrarsektor abhängigen Agrarlieferketten und ländlichen Räumen, profitieren also von höheren Agrarpreisen. Bis zur Nahrungsmittelpreiskrise 2007/08 galt als gesetzt, dass höhere Agrarpreise auf dem Weltmarkt den Kleinbauern im Globalen Süden helfen würden, sich aus

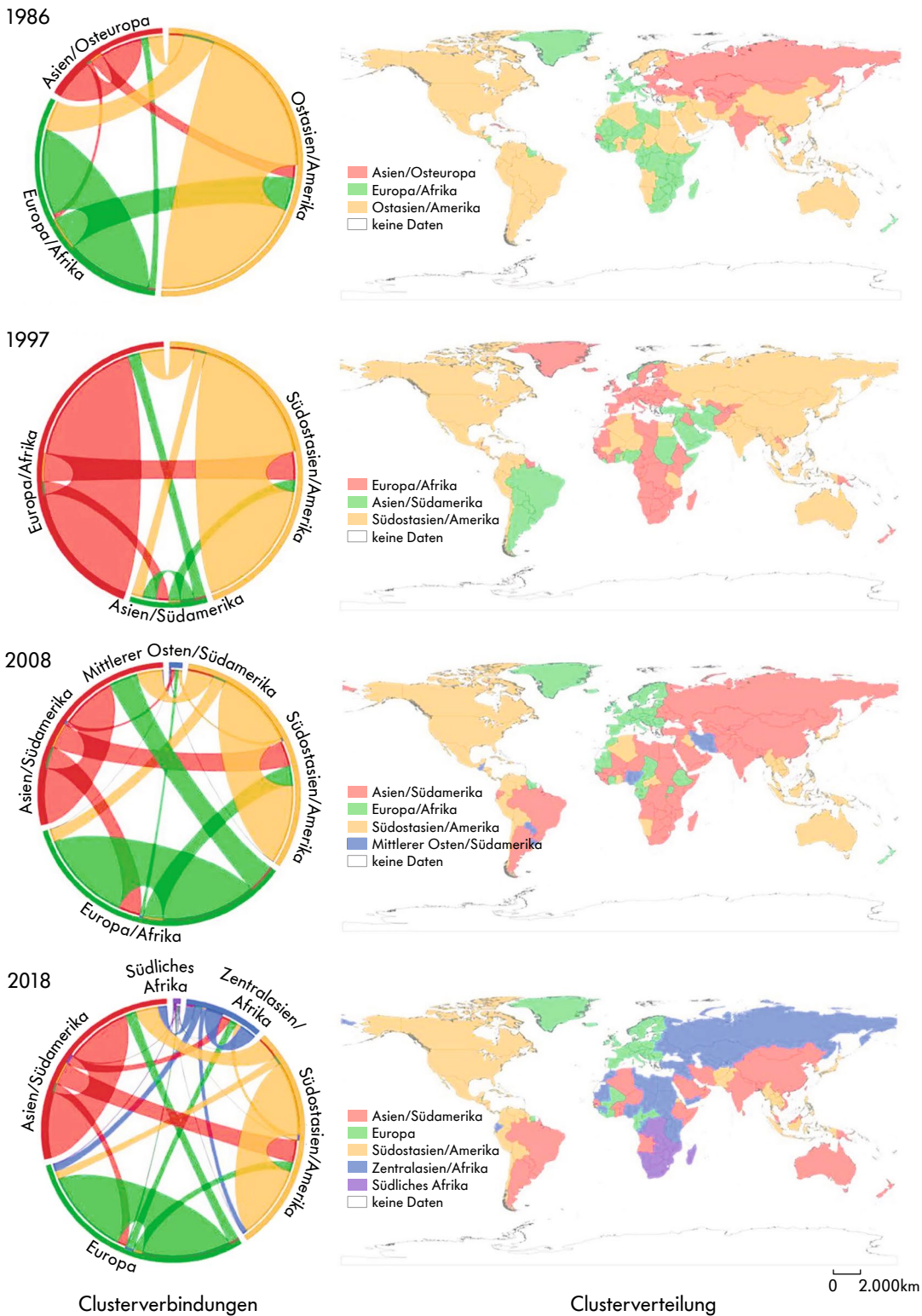
03 Vgl. Xiang Wang et al., Trade for Food Security: The Stability of Global Agricultural Trade Networks, in: *Foods* 2/2023, <https://doi.org/10.3390/foods12020271>.

04 Siehe www.oecd-ilibrary.org/sites/0f858aab-en/index.html?itemId=/content/component/0f858aab-en.

05 Vgl. Food and Agriculture Organization of the United Nations (FAO), *The State of Food Security and Nutrition in the World 2022*, Rom 2022, S. 150f., <https://doi.org/10.4060/cc0639en>.

06 Vgl. International Fund for Agricultural Development, *Rural Development Report 2021*, Rom 2021, S. 27, S. 35.

Abbildung 2: Globales Agrarhandelsnetzwerk seit 1986



Quelle: Xiang Wang et al., Trade for Food Security: The Stability of Global Agricultural Trade Networks, in: Foods 2/2023, <https://doi.org/10.3390/foods12020271>.

Armut und Ernährungsunsicherheit zu befreien. Erst in der Hochpreisphase erkannte man, wie wichtig die Verbraucher*innenperspektive und damit niedrige Nahrungsmittelpreise auch für Bewohner*innen ländlicher Räume sind. Die gegensätzliche Wirkung von Agrarpreisen auf Produzent*innen und Verbraucher*innen schafft ein Dilemma. Letztlich kommt es auf die Konstellation der Preise für verschiedene Produkte am jeweiligen Standort an, welche Wirkung überwiegt.

Zur Beschreibung der Preisbildung auf den Agrarmärkten muss zwischen verschiedenen Ebenen unterschieden werden, insbesondere zwischen der nationalen und der internationalen. Natürliche Faktoren, fehlende Technologie, Infrastruktur, Informationen, Finanzkraft, aber auch lokale Monopole, private Preisabsprachen oder lokalpolitische Preis- und Handelsrestriktionen machen lokale Märkte schwankungsanfällig. Vom Weltmarkt schwappen Preisschwankungen in die lokalen Märkte, können sie destabilisieren und je nach Tendenz Produzent*innen oder Konsument*innen schaden. Da Nahrungsmittelpreise von so hoher sozialer und politischer Bedeutung sind, überlassen nur wenige Länder den Agrar- und Ernährungssektor ganz dem Spiel von Angebot und Nachfrage. Sie nutzen Importzölle, Abgaben und mengenmäßige Begrenzungen, um Importe zu erschweren, sowie Exportbeschränkungen, um die nationale Versorgung und Sicherheit bei niedriger Eigenproduktion oder zu hohem Abfluss ins Ausland zu gewährleisten. In den vergangenen Jahren gab es auch häufig Handels- und Preisregulierungen bei Düngemitteln – seit 2003 wurden, angefangen mit Malawi, in vielen afrikanischen Ländern Subventionen eingeführt, um die Nahrungsmittelproduktion anzureizen, während einige Länder insbesondere nach der Corona-Krise ihre Exporte eingeschränkt haben, darunter auch immer wieder Russland.

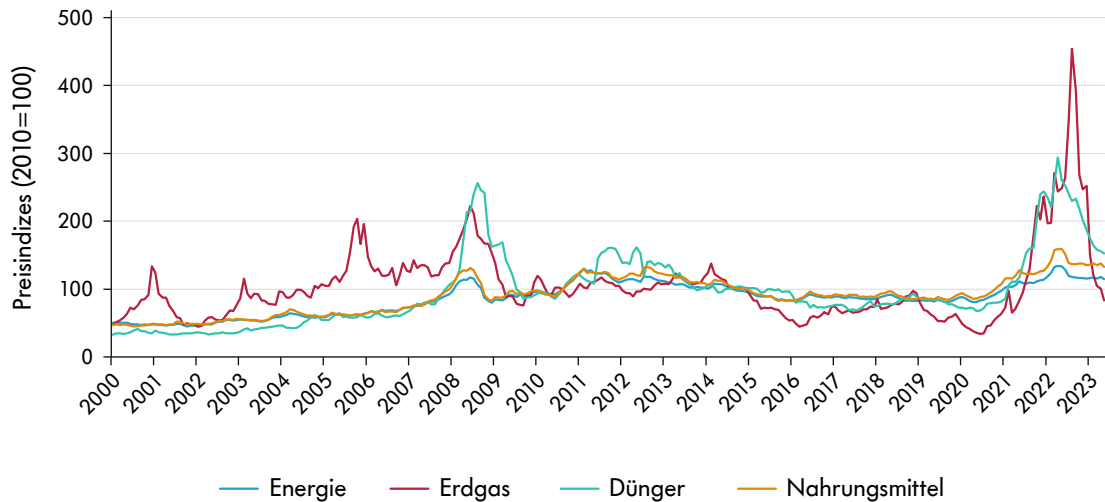
Trotz seiner Größe und Vielfalt ist der Weltagrarmarkt nicht vor starken Störungen gefeit. Durch die Dominanz einiger weniger großer Akteure auf einzelnen Märkten kann es zu starken Veränderungen von Knappheiten kommen, sowohl aufgrund natürlicher Schwankungen wie beim Klima oder einem Ausbruch von Krankheiten als auch durch politische Interventionen. Dass diese Faktoren oft zusammenspielen, zeigte die Krise 2007/08 deutlich: Aufgrund geringer Produktionsanreize durch historisch niedrige Weltmarktpreise und nach einer Reihe von schlechten Ernten waren die globalen Lagerbestände gefährlich geschrumpft. Die

Energiepreise stiegen. Niedrige Zinsen und Risiken bei vielen Anlagearten am Vorabend der globalen Wirtschaftskrise machten den Agrarsektor zu einer attraktiven Anlagealternative. Als in einigen reichen Ländern auch noch massive Bioenergie-Programme starteten, wurden große Mengen insbesondere von Mais und Pflanzenölen aus dem Markt genommen, und es entstand eine Erwartung höherer Preise. Börsen- und Warenspekulant*innen verstärkten die Preisblase durch Horten und Preiswetten. Viele Regierungen griffen zu Exportrestriktionen oder ebenfalls zu Hamsterkäufen, um die Versorgung zu sichern. Eine weitere Verknappung auf den Weltmärkten und noch höhere Preiserwartungen folgten: Die Weltmarktpreise vieler Produkte verdoppelten bis vervierfachten sich in kurzer Zeit (*Abbildung 3*). Dieser Welle folgte 2011/12 eine zweite. Sie führte weltweit zu einer Rückbesinnung auf die Bedeutung des Agrarsektors und zu Versuchen, die Preis- und Spekulationsblasen zu dämpfen, etwa durch die Begrenzung des Ausbaus der Bioenergie, durch Grenzen für bestimmte spekulative Geschäfte an Agrarbörsen und bessere Marktbeobachtung.

Auch die aktuelle Nahrungsmittelkrise hat vielfältige Gründe: Durch die Corona-Pandemie wurden viele Lieferketten gestört. Als sich die Weltkonjunktur relativ rasch wiederbelebte, kam es zur Überhitzung. Internationale Frachtraten, Energie- und Düngerpreise schossen in die Höhe und verteuerten auch die Agrarpreise. Durch den Krieg in der Ukraine wurden dem Weltmarkt in kürzester Zeit viele Millionen Tonnen Agrarprodukte vorenthalten, insbesondere Weizen und Sonnenblumen. Es kam weltweit zu Hamsterkäufen. Die europäischen Staaten kauften den Gasmarkt leer, um russische Lieferungen zu ersetzen. In der Folge stiegen die Energie- und Düngerpreise nochmals heftig an, und wieder kam es zu vielfältigen Exportbeschränkungen. Modellrechnungen zeigen, dass allein die Düngerpreiserhöhungen und die Exportrestriktionen zwischen 2021 und 2023 einen Anstieg der Weltagrarpreise um 60 bis 100 Prozent erklären können, was bei 61 bis 107 Millionen Menschen zu Unterernährung führen und bis zu einer Million zusätzlicher Tode verursachen würde.⁰⁷

07 Vgl. Peter Alexander et al., High Energy and Fertilizer Prices Are More Damaging Than Food Export Curtailment from Ukraine and Russia for Food Prices, Health and the Environment, in: *Nature Food* 4/2023, S. 84–95.

Abbildung 3: Entwicklung der Weltmarktpreise für Energie, Erdgas, Dünger und Nahrungsmittel



Quelle: eigene Darstellung nach Daten der Weltbank

Diskutiert wird, inwieweit die Ausnutzung der Mangellage durch den Agrar- und Lebensmittelhandel für Preiserhöhungen jenseits der realen Kostenexplosion mit verantwortlich ist. Entsprechende Vermutungen ergeben sich aus der starken Konzentration sowohl des internationalen Agrarmarktes auf vier westliche Handelskonzerne (Archer Daniels Midland, Bunge, Cargill, Louis Dreyfus), neuerdings um asiatische Konkurrenten erweitert (Wilmar, Cofco), als auch des Einzelhandels in vielen Ländern.⁰⁸ Tatsächlich gibt es Indizien für spekulative Übertreibungen, etwa hohe Gewinne und überteuerte Produkte, sowie gegenseitige Vorwürfe von Lieferkettenakteuren. Allerdings gibt es wenige belastbare Belege, dass die Gewinne einen größeren Anteil an den Preisanstiegen haben – die realwirtschaftlichen Preistreiber sind so stark und auf allen Agrarmärkten zu beobachten, dass die Bedeutung von Marktmacht in diesem Falle eher zweitrangig sein dürfte.

INTERNATIONALE GOVERNANCE

Der globale Agrar- und Ernährungssektor wird von einer Reihe internationaler Ordnungsrahmen und Organisationen reguliert. Die zentrale Organisation ist die Ernährungs- und Land-

wirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen FAO. Sie ist ein Wissenspool für alle Themen, die den Sektor betreffen, erhebt Statistiken, berät ihre Mitgliedstaaten, führt zu diesem Zweck Pilotprojekte durch und hat ein renommiertes Investment-Center für die Planung großer Agrarvorhaben. Gemeinsam mit der Welthandelsorganisation WHO beschließt die FAO Lebensmittelstandards, die im „Codex Alimentarius“ gesammelt werden. Unter dem Dach der FAO gibt es weitere Fachgremien und Regelwerke für die Sicherung des Welternährungssystems, etwa die Internationale Pflanzenschutz-Konvention, die Weltorganisation für Tiergesundheit und das Abkommen über pflanzengenetische Ressourcen für Nahrung und Landwirtschaft. Der Welternährungsausschuss wurde 1974 als zwischenstaatliches Gremium und Steuerungsgremium der FAO eingerichtet und nach der großen Agrarpreis- und Ernährungskrise 2009 zum Multi-Stakeholder-Komitee reformiert, das ernährungsrelevante Themen orchestrieren soll. Er gilt in seiner neuen Struktur, in der neben Staaten auch die Privatwirtschaft und die Zivilgesellschaft sowie andere Akteure wie Bauernorganisationen oder Vertreter*innen der Wissenschaft gleichberechtigt an den Debatten teilnehmen können, als eine der inklusivsten internationalen Organisationen. Seine Kompetenzen sind im Vergleich jedoch sehr gering.

Für den Weltagrarhandel ist die Welthandelsorganisation WTO, die erst 1994 als Nach-

⁰⁸ Vgl. Jennifer Clapp, *The Rise of Big Food and Agriculture: Corporate Influence in the Food System*, in: Colin Sage, *A Research Agenda for Food Systems*, Cheltenham 2022, S. 45–66.

folgerin des General Agreements on Tariffs and Trade (GATT) gegründet wurde, die zentrale Stelle. Anders als im GATT ist der Agrarhandel nun reguliert: Im Rahmen eines eigenen Agrarabkommens werden insbesondere der Abbau von Zöllen und Abgaben sowie die Regeln für Agrarsubventionen verhandelt und festgelegt. Außerdem existiert innerhalb der WTO ein Abkommen über sanitäre und phytosanitäre Standards, das sich am „Codex Alimentarius“ orientiert. Auch in anderen WTO-Abkommen werden Agraraspekte geregelt. Als einzige internationale Organisation kann die WTO bei Regelverstößen Sanktionen in Form von Strafzöllen verhängen. Allerdings ist die WTO insbesondere unter Globalisierungs- und Kapitalismuskritiker*innen hoch umstritten, da sie sich an einem Leitbild der fortschreitenden Liberalisierung der Weltmärkte orientiert. Ausnahmen für staatliche Sicherheits-, Sozial- und Umweltstandards sind im Einzelfall erlaubt, jedoch nur mit Vorbehalten und solange keine Diskriminierung und eine explizite Begründung vorliegt. Für Entwicklungsländer sind die Liberalisierungsbedingungen meist weniger streng, und für die am wenigsten entwickelten Länder gelten weitere Ausnahmen. Dennoch können die nationalen Freiräume für Agrar- und Ernährungspolitik auch von Entwicklungsländern beschnitten werden.

Für die spezielle Förderung der Landwirtschaft und vieler einzelner Aspekte der Ernährungssicherung existieren weitere internationale Organisationen: Die Consultative Group of International Agricultural Research ist ein Netzwerk von internationalen Agrarforschungsorganisationen, die sich speziell mit den Agrar- und Ressourcenmanagement-Problemen von Entwicklungsländern beschäftigen. Die internationalen Entwicklungsbanken, also die Weltbank, die kontinentalen Regionalbanken und weitere bilaterale Entwicklungsbanken, sind wichtige Geldgeber. Sie nutzen Geberbeiträge und deren Garantien und haben damit auch Zugang zu günstigen kommerziellen Krediten, deren Konditionen sie weitergeben. Der Internationale Fonds für landwirtschaftliche Entwicklung der Vereinten Nationen wurde Ende der 1970er Jahre nach der Ölpreiskrise zur Abfederung der daraus folgenden Ernährungskrise gegründet. Neben der Unterstützung der Landwirtschaft sind auch andere Wirtschafts-, Beschäftigungs-, Sozi-

al-, Bildungs- und Gesundheitsprogramme dieser Banken von großer Bedeutung für die Ernährungssicherheit. Eine besondere Relevanz für die Stabilisierung der Gesamtwirtschaft kommt darüber hinaus dem Internationalen Währungsfonds zu. Er vergibt Kredite bei staatlichen Zahlungsproblemen und hat ein „Fenster für Nahrungsmittelschocks im Rahmen der Soforthilfeinstrumente“ eingerichtet. Wichtig für die Ernährungssicherung insbesondere nach Katastrophen ist das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen.

Dadurch, dass große Kredite oft an Konditionen geknüpft sind, haben insbesondere die Weltbank und der IWF indirekt großen Einfluss auf die nationale Governance auch der Agrar- und Ernährungssysteme. Berüchtigt waren die Strukturanpassungsprogramme der 1980er und 1990er Jahre, die viele Länder zum Abbau von Stützungsprogrammen gerade im Agrarbereich zwangen, es allerdings oft auch erlaubten, die Preise für Agrarprodukte zugunsten der Landwirt*innen anzuheben. Frühere Bestrebungen zur globalen Regulierung einiger landwirtschaftlicher Rohstoffe wie Kaffee oder Kautschuk mit dem Ziel der Preis- und Einkommensstabilisierung haben sich hingegen nicht bewährt oder konnten nicht durchgesetzt werden.

Für gewisse Umweltaspekte der Landwirtschaft sind auch Regelungen der großen Umweltkonventionen von zunehmender Bedeutung, insbesondere jene der Klima-Rahmenkonvention der Vereinten Nationen mit ihren Unterabkommen für Klimawandel-Begrenzung und -Anpassung auch im Agrarsektor, die UN-Biodiversitätskonvention mit ihren Regeln für den Schutz von Ökosystemen, die auch die landwirtschaftliche Nutzung einschränken können, und die UN-Wüstenkonvention, die sich dem Bodenschutz und dem Risikomanagement gegen Dürren widmet.

HERAUSFORDERUNGEN

Das Welternährungssystem wird derzeit seinen grundlegenden Funktionen und Herausforderungen nicht ausreichend gerecht. Zwar kam es in den vergangenen 200 Jahren zu einer enormen Produktionssteigerung, die das bisherige Wachstum der Weltbevölkerung und deren Ernährung erst möglich gemacht hat. Dabei ist ein Teil der Weltbevölkerung allerdings außen vor geblieben,

und enorme Nachhaltigkeitsprobleme sind entstanden: Die 9,8 Prozent der Weltbevölkerung, die als ernährungsunsicher gelten, entsprechen fast 770 Millionen Menschen. Aufgrund der hohen Preise werden für 2022 nochmals deutlich mehr befürchtet. Mehr als zwei Milliarden Menschen haben keinen Zugang zu ausreichender, mehr als drei Milliarden zu gesunder Ernährung. Etwa drei Millionen Kinder unter fünf Jahren sterben jedes Jahr an den Folgen von Mangelernährung. Hingegen sind gleichzeitig fast zwei Milliarden Menschen gefährlich übergewichtig oder fettleibig.⁰⁹

Außerdem hat der Sektor einen enormen ökologischen Fußabdruck:¹⁰ So steht er für etwa 70 Prozent der globalen Wassernutzung, die Düngung mit den wichtigen Pflanzennährstoffen Stickstoff und Phosphat gefährdet die Wasserqualität und das Leben im Wasser, die Ausdehnung in der Fläche – insbesondere der intensiven, einförmigen und großflächigen Acker- und Viehhaltung – gefährdet die Biodiversität. Außerdem wird der Sektor für bis zu 30 Prozent der Treibhausgasemissionen verantwortlich gemacht, die wesentlichen Treiber sind Methan aus dem Bewässerungs-Reisanbau und der Haltung von Wiederkäuern, insbesondere Rindern. In der negativen Bilanz enthalten sind auch Kohlenstoffverluste aus Entwaldung und aus dem Verlust an organischer Substanz im Boden. Eine zukünftige globale Ernährungsstrategie wird diese planetaren Gesundheitsaspekte berücksichtigen müssen.

Ob sich das globale Ernährungssystem angesichts der Corona-Pandemie und des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine neu ausrichten wird, bleibt abzuwarten. Die Pandemie hat zwar die Verletzlichkeit des internationalen (Agrar-) Handelssystems aufgezeigt, während sich die lokalen Agrarsysteme als sehr robust und resilient gezeigt haben. Auch der Krieg in der Ukraine hat für einige der stark von Nahrungsmittelimporten abhängigen Länder wie Ägypten oder den Libanon bestätigt, dass die hohe Abhängigkeit vom Weltmarkt und von einzelnen Ländern ein Risiko darstellt. Weiterhin könnte eine geopolitische

Blockbildung den freien Agrarhandel untergraben und ebenfalls eine Umorientierung hin zu eigenen oder regionalen, sicheren Versorgungsquellen nahelegen.

Auf der anderen Seite sind dieser Rückbesinnung auf Eigenversorgung oder „Near- and Friend-Shoring“ Grenzen gesetzt. Teilweise reichen die eigenen natürlichen Ressourcen – insbesondere Wasser, aber teils auch Land – kaum noch aus für die vollständige Eigenversorgung. Darüber hinaus wäre eine starke Hinwendung zu diesen Quellen teilweise mit enormen Kosten für die Ertüchtigung der lokalen Landwirtschaft verbunden. In dichter besiedelten und wenig produktiven Ländern wäre auch der Biodiversitätsschutz eventuell gefährdet. Schließlich gibt es eine Reihe von eher lokalen Risiken insbesondere durch naturbedingte Katastrophen wie Dürren oder Pflanzen- und Tier-Krankheiten, die eine Selbstversorgungsstrategie riskant machen und gegen eine räumliche Verengung der Versorgung sprechen. Der internationale Agrarhandel dürfte also ein wichtiges Element der Versorgungstabilität bleiben.

Die zentrale Herausforderung ist demnach die Gestaltung eines sozial gerechteren, ökologisch nachhaltigeren und gegenüber multiplen Risiken resilienteren Agrar- und Ernährungssystems, und zwar sowohl national als auch international. Dies ist nur über viele Jahre hinweg zu erreichen. Für eine sozial gerechtere Verteilung gesünderer Ernährung bedarf es insbesondere eines ausgeglicheneren Zugangs zu Nahrung. Dafür muss die Einkommensarmut der unteren Einkommensgruppen bekämpft werden, und Nahrungsmittel dürfen nicht teurer werden. Mittelfristig ist der wichtigste Einzelschritt, die Arbeitsproduktivität der Kleinbauern zu erhöhen, die den größten Anteil an einkommensarmen Haushalten ausmachen. Arbeitsplätze und Einkommen außerhalb des Agrarsektors müssen dazukommen, denn längerfristig werden viele Kleinbauern den Sektor aufgeben und ihren Lebensunterhalt anderweitig verdienen müssen, um einen akzeptablen Lebensstandard zu halten. Derzeit bewirtschaften über 500 Millionen Menschen Betriebe unter zwei Hektar, das ist außer im intensiven Gartenbau zu wenig für ein Einkommen, das jenseits der Ernährung auch noch für viele andere Bedarfe reichen muss. Hinzu kommt, dass die Weltbevölkerung nochmals um ein bis zwei Milliarden Menschen wachsen wird, gerade in Afrika. Für

09 Vgl. FAO (Anm. 5). Siehe auch www.globalnutritionreport.org.

10 Vgl. Johan Rockström et al., *Safe and Just Earth System Boundaries*, in: *Nature* 2023, <https://doi.org/10.1038/s41586-023-06083-8>.

den daraus resultierenden Strukturwandel bedarf es angepasster Mechanisierung. Alternativ beziehungsweise parallel zu Einkommensquellen für die Ärmsten müssen soziale Transfersysteme entstehen, die mit den Nahrungsmittelpreisen „atmen“.

Um die Nahrungsmittelpreise niedrig zu halten, sind die Reduzierung von Verlusten und Verschwendung in den Nahrungsmittellieferketten sowie bei der Verfütterung von Ackerfrüchten an Tiere Teil der Lösung. Beide Maßnahmen sind auch für die ökologische globale Tragfähigkeit wichtig. Allerdings begünstigt ein sich modernisierender und urbanisierender Lebensstil die Verschwendung von Nahrungsmitteln, und in vielen Ländern steigt der Bedarf an tierischer Nahrung. Der Rückgang des Fleischkonsums in den reichen Industrieländern wird dies nicht ausgleichen. Außerdem braucht es erheblich mehr Agrarprodukte, die Materialien und Energie aus fossilen Stoffen ersetzen können. Daher muss die landwirtschaftliche Produktion und Diversität erhöht werden, möglichst bei paralleler Steigerung der Arbeits- und Flächenproduktivität – Ersteres für die Einkommenssteigerungen, Letzteres, um die landwirtschaftliche Nutzfläche nicht noch weiter anwachsen zu lassen.

Für die ökologische Nachhaltigkeit der Produktion muss es eine Reihe von Verbesserungen geben, die an die lokalen Gegebenheiten angepasst sind. Während es in den sehr intensiven Anbaugebieten zu einem geringeren Einsatz von Düngemitteln und anderen Betriebsmitteln kommen muss sowie zu einer stärkeren Zergliederung der Landschaft, muss es in vielen Entwicklungsländern insbesondere in Afrika darum gehen, Raubbau zu beenden sowie Düngung und Produktionsintensität zu steigern. Auf längere Sicht muss auch daran gearbeitet werden, nicht nur die innerbetrieblichen Nährstoffkreisläufe zu verbessern, sondern auch die Rückführung von Nährstoffen zu ermöglichen, die in den Agrarprodukten enthalten sind und beim Verkauf die Betriebe und meist auch die Region verlassen – so können etwa Phosphor und Kalium sowie einige Mikronährstoffe oft nicht ausreichend aus dem Boden nachgeliefert werden. Auch dies ist keineswegs trivial, es bestehen zahlreiche gesundheitliche/hygienische, logistische/ökonomische, rechtliche und psychologische Hindernisse.

Für all das sind insbesondere standortangepasste Forschung unter Berücksichtigung von lo-

kalem Wissen, öffentliche und private Investitionen sowie der Aufbau von wettbewerbsfähigen und daher meist privatwirtschaftlichen Lieferketten nötig. Der Informationssektor bietet große Chancen für Verbesserungen entlang der gesamten Agrarketten. So kann er dazu beitragen, dass Kleinbauern einfacher und günstiger Kredite oder Versicherungen erhalten, Krankheiten und Schädlinge leichter identifizieren und bekämpfen oder sich gute Vermarktungsmöglichkeiten erschließen können.

Die Governance des globalen Agrarsektors ist zersplittert und wird es realistischerweise bleiben. Eine bessere Governance muss über mehr Kooperation der bestehenden Organisationen führen. Die zeichnet sich auch allmählich ab. Immer mehr Organisationen geben gemeinsame Flaggschiff-Berichte, Analysen und Stellungnahmen heraus. Die gegenseitige Koordination von Rollen und Aufgaben kann verbessert werden, etwa durch die stärkere Verschmelzung von wirtschaftlichen und ökologischen Zielen in der WTO oder durch die Berücksichtigung von sozialen Aspekten in den Umweltkonventionen. Die Finanzierung ist ein Hauptinstrument für die Transformation der Agrar- und Ernährungssysteme: Anschubfinanzierung und öffentliche Infrastruktur müssen vom öffentlichen Sektor kommen, aber den Großteil der Investitionen entlang der Liefer- oder besser Wertschöpfungsketten muss der Privatsektor stemmen. Dafür ist nicht zuletzt eine Governance notwendig, die die Interessen der vielen Beteiligten auszugleichen vermag. Frauen spielen in den meisten Aspekten der Agrar- und Ernährungssysteme eine überragende Rolle und müssen sowohl aus sozialen als auch aus Effektivitäts- und Effizienzgründen besonders gefördert werden und mitbestimmen. Das Menschenrecht auf Nahrung muss Leitlinie sein, im Konzert mit der Wahrung ökologischer Leitplanken.

MICHAEL BRÜNTRUP

ist Agrarökonom und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am German Institute of Development and Sustainability (IDOS) in Bonn.

michael.bruentrup@idos-research.de

KLEINE GESCHICHTE DES INTERNATIONALEN KAMPFES GEGEN DEN HUNGER

Heike Wieters

Die Geschichte des internationalen Kampfes gegen den Hunger ist je nach Perspektive sehr lang oder vergleichsweise kurz. Lang ist sie, wenn ganz grundsätzlich menschliche Versuche, eine stabile Versorgung mit Nahrungsmitteln zu erreichen, in den Blick genommen werden. Der periodisch wiederkehrende oder andauernde Nahrungsmangel, sei es durch Missernten, klimatische Extremereignisse, politische Konflikte, Marktverwerfungen oder gar absichtliche Verknappung, lässt sich über Jahrtausende zurückverfolgen und ist daher in gewisser Weise so alt wie die Menschheit selbst. Dies bedeutet allerdings keinesfalls, dass „Hunger“ – verstanden als „Mangel an Nahrungsmitteln, der unmittelbar zu erhöhter Sterblichkeit durch Verhungern oder hungerbedingte Krankheiten“⁰¹ führt – damit unausweichlich und quasi „natürlich“ wäre: Denn der jeweilige gesellschaftliche Umgang mit akutem oder chronischem Nahrungsmangel und die Art und Weise, wie Zugang zu knappen Ressourcen organisiert wurde, mithin also, wie Hunger „bekämpft“ wurde, unterschied sich im Einzelfall durchaus stark. Ob Obrigkeiten, Stadtverwaltungen, religiöse und berufsständische Organisationen oder wohlhabende Einzelpersonen helfend einschritten – und wenn ja, wann –, wie Nahrungsmittel besteuert wurden, ob Hilfe auf der Ebene der Betroffenen selbst organisiert und wer dabei ein- oder ausgeschlossen wurde, welche Rolle Landbesitz und (Subsistenz-)Ackerbau spielten und wie die Märkte und MarktteilnehmerInnen auf Verknappung wichtiger Lebensmittel reagierten, lässt sich nicht pauschal zusammenfassen.⁰² Insofern haben Hungerkrisen stets eine ganz eigene komplexe Geschichte, müssen mit Blick auf alle beteiligten Akteure sowie lokale Spezifika analysiert werden und können entsprechend nur multikausal erklärt werden.

Relativ kurz ist die Geschichte des internationalen Kampfes gegen den Hunger dann, wenn die Bedeutung des Wortes „international“ wörtlich genommen wird. Denn tatsächlich entstanden Nationalstaaten im eigentlichen Sinne erst im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, auch wenn sich ein System mehr oder weniger souveräner Staaten bereits im Nachgang des Westfälischen Friedens von 1648 herausgebildet hatte. Die Regierungen der (National-)Staaten wurden in der Folge zunehmend für den Umgang mit Hungerkrisen und Versorgungsengpässen verantwortlich; die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrung und die Organisation von Maßnahmen zur Hungerprävention – etwa eine umsichtige Agrarpolitik, öffentliche Aufsicht über Lebensmittelpreise oder staatliche Versorgungsanstrengungen im Krisenfall – wurden zu einer wichtigen nationalen Aufgabe. In den Fällen allerdings, in denen Hungerkrisen so schwerwiegend waren, dass lokale oder nationale Institutionen keine ausreichende Hilfe bereitstellen konnten, wurden diplomatische Beziehungen zwischen Staaten mobilisiert und internationale Hilfe erbeten.

19. JAHRHUNDERT: DER HUNGER DER ANDEREN

Ein vergleichsweise frühes und prominentes Beispiel hierfür sind die internationalen Hilfsaktivitäten während der Irischen Hungersnot (1845–1852), die Schätzungen zufolge fast eine Million Todesopfer forderte und zu einer Auswanderungswelle führte, durch die Irland gut ein Viertel seiner Bevölkerung einbüßte.⁰³ Nachdem bereits die Folgen der Kartoffelfäule 1845 internationale Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, wurden nach der zweiten dramatischen Missernte 1846 sowohl ausländische Regierungen als auch zahlreiche private Hilfsorganisationen und Aus-

wanderernetzwerke aktiv. Sie mobilisierten umfangreiche Hilfslieferungen, die allerdings nicht ausreichten, um die Hungersnot in Irland schnell zu beenden.⁰⁴

Die Irish Famine gilt in der Forschung als letzte große (west)europäische Hungersnot. Die zunehmende Industrialisierung der Landwirtschaft und das Ansteigen der landwirtschaftlichen Erträge durch Düngemittel und moderne Anbauverfahren verbesserten die Versorgungslage sukzessive. Insgesamt verschaffte auch der wirtschaftliche Aufschwung in Europa den Regierungen mehr Spielräume für den Zukauf von Nahrungsmitteln. „Von wenigen Ausnahmen abgesehen, war seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Hunger zumindest in Nordwesteuropa überwunden.“⁰⁵ Auch wenn Mangelernährung und wiederkehrende Phasen der Unterversorgung mit Nahrungsmitteln durchaus noch eine Rolle spielten – insbesondere für Arme und nicht dauerhaft Beschäftigte in den urbanen Zentren – kam es nicht mehr zu dramatischen flächendeckenden Anstiegen hungerbedingter Sterblichkeit.

Dieser Befund gilt allerdings nicht für außer-europäische Regionen, insbesondere für die europäischen Kolonien im 19. Jahrhundert. So führte in Teilen des Britischen Empire das Zusammenwirken der erzwungenen Einführung neuer, vermeintlich moderner Produktionsregime und wirtschaftspolitischer Prinzipien mit Klimaphänomenen wie El Niño–Southern Oscillation zu eng aufeinanderfolgenden Hungerkatastrophen, etwa in Indien, China, Brasilien, Teilen Ozeaniens und Südostasiens, in deren Folge schätzungsweise weit über 30 Millionen Menschen starben.⁰⁶

Auch wenn die Weltöffentlichkeit dies durchaus wahrnahm – vor allem über die Hungerkrisen in Indien wurde in der Presse ausführlich berichtet⁰⁷ – und es zu umfangreichen internationalen Hilfskampagnen kam, hatte weder die internationale Gemeinschaft noch die Britische Krone diesen zum Teil mitverschuldeten Hungersnöten substanzial etwas entgegenzusetzen.

Es ist durchaus erstaunlich, dass sich bereits im 19. Jahrhundert internationale Netzwerke bildeten, die auf Hungerkatastrophen außerhalb Europas und der USA reagierten. Zahlreiche karitative Organisationen, Missionsgesellschaften und Verbände begannen, zunächst noch vollkommen unreguliert,⁰⁸ staatliche und private Mittel zu mobilisieren, um den „Kampf gegen den Hunger“ auch international zu organisieren. Es wurden Geld- und Sachspenden gesammelt, Freiwillige meldeten sich für den Missionsdienst und engagierten sich im Kampf gegen die Not in der Ferne.⁰⁹

Dabei wies der Umgang der Philanthropen und Missionare mit den Hungernden in den Kolonien durchaus Parallelen zum etablierten Umgang mit armen und von Nahrungsmangel bedrohten Bevölkerungsschichten auf dem europäischen Kontinent auf: Hilfskampagnen und Nahrungsmittellieferungen wurden wie früher bereits in kontinentalen Suppenküchen oder Arbeitshäusern häufig mit einem erzieherischen oder religiösen Auftrag verbunden.¹⁰ Der Grund für Armut und Hunger wurde implizit stets auch bei den Betroffenen selbst gesucht, in vermeintlich fehlender Disziplin, lasterhaftem Lebenswandel und überkommenen Vorstellungen und Verhaltensweisen. Im Vordergrund vieler Programme stand daher oft eher die Beseitigung der den Hunger vermeintlich begünstigenden Cha-

01 Cormac Ó. Gráda, *Making Famine History*, in: *Journal of Economic Literature* 1/2007, S. 5–38, hier S. 5.

02 Vgl. Dominik Collet/Thore Lassen/Ansgar Schanbacher, *Einleitung – Eine Umweltgeschichte des Hungers*, in: dies. (Hrsg.), *Handeln in Hungerkrisen – Neue Perspektiven auf soziale und klimatische Vulnerabilität*, Göttingen 2012, S. 3–9.

03 Vgl. Declan Curran/Maria Fröling, *Large-Scale Mortality Shocks and the Great Irish Famine 1845–1852*, in: *Economic Modelling* 5/2010, S. 1302–1314.

04 Vgl. Christine Kinealy, *The Great Irish Famine. Impact, Ideology and Rebellion*, Oxford 2001; Harvey Strum, *Pennsylvania and Irish Famine Relief, 1846–1847*, in: *Pennsylvania History: A Journal of Mid-Atlantic Studies* 3/2014, S. 277–299.

05 Werner Plumpe, *Das kalte Herz. Kapitalismus: Die Geschichte einer andauernden Revolution*, Bonn 2019, S. 227.

06 Vgl. Mike Davis, *Die Geburt der Dritten Welt. Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter*, Berlin u. a. 2005.

07 Vgl. Georgina Brewis, „Fill Full the Mouth of Famine“: Voluntary Action in Famine Relief in India 1896–1901, in: *Modern Asian Studies* 4/2010, S. 887–918.

08 Vgl. Sarah Roddy/Julie-Marie Strange/Bertrand Taithe, *The Charity-Mongers of Modern Babylon: Bureaucracy, Scandal, and the Transformation of the Philanthropic Marketplace, c. 1870–1912*, in: *Journal of British Studies* 1/2015, S. 118–137.

09 In der Forschung wurde diese bis dato unbekannte Welle an internationalem humanitären Engagement erst in den vergangenen Jahren hervorgehoben. Vgl. etwa Michael N. Barnett, *Empire of Humanity. A History of Humanitarianism*, Ithaca 2011; Silvia Salvatici, *A History of Humanitarianism, 1755–1989*, Manchester 2019.

10 Vgl. James Vernon, *Hunger. A Modern History*, Cambridge, MA 2007; Tom Scott-Smith, *On an Empty Stomach. Two Hundred Years of Hunger Relief*, Ithaca 2020.

racterschwächen und Unwissenheiten der lokalen Bevölkerungen und weniger die Hilfe an sich. Der internationalen Hungerhilfe sowohl zwischen Staaten als auch durch Missionsgesellschaften oder humanitäre und karitative Organisationen, die sich im Verlauf des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zunehmend etablierte, haftete so von Beginn an eine gewisse Asymmetrie an. So wichtig und unter humanitären Gesichtspunkten geboten Hungerhilfe im Einzelfall war – asymmetrische Beziehungen zwischen Spendern und Empfängern von Hilfe waren bereits im 19. Jahrhundert vorhanden und resultierten nicht nur aus der konkreten materiellen Überlegenheit, sondern auch aus einem gewissen moralischen Überlegenheitsgedanken der Gebenden.¹¹

Festhalten lässt sich, dass Hunger zum Ende des 19. Jahrhunderts in Europa und den USA zumindest vorübergehend zu etwas geworden war, das vor allem „die Anderen“ betraf: die Bevölkerungen in den europäischen Kolonien oder Menschen in fernen Ländern, die sich vermeintlich den Segnungen der Moderne und des rationalen Wirtschaftens entzogen.

1914–1945: RÜCKKEHR DES HUNGERS NACH EUROPA?

Mit den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts verschärfte sich außerhalb wie innerhalb Europas die Versorgungssituation erneut. Dazu trug nicht nur der kriegsbedingt einbrechende Welthandel bei, sondern auch Ernteausfälle durch Düngemittel- und Rohstoffknappheit, kriegerische Auseinandersetzungen oder fehlende Erntehelfer. Auch die Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit hinterließ Spuren auf den Tellern derjenigen, die ihre Arbeit und damit ihre Existenzgrundlage verloren. Insbesondere im Zweiten Weltkrieg wurde Hunger beziehungsweise die künstliche Verknappung von Nahrungsmitteln vonseiten der nationalsozialistischen Führung auch als Waffe eingesetzt. In Osteuropa, aber auch in den besetzten Gebieten Südeuropas, wurden ganze Landstriche

samt relevanter Ernteerträge systematisch geplündert und vernichtet oder zur Versorgung der eigenen Bevölkerung ins Deutsche Reich verbracht.¹²

Sowohl der Erste als auch der Zweite Weltkrieg wurden jedoch durch zahlreiche staatliche und vor allem private Hilfseinsätze flankiert, die auf eine Eindämmung oder Abmilderung der dramatischen Folgen des Krieges für die europäischen Zivilbevölkerungen zielten. Bereits während des Ersten Weltkrieges wurden insbesondere in den USA Hilfsorganisationen neuen Typs gegründet. Neben bereits bestehenden Organisationen wie den nationalen Rotkreuzgesellschaften¹³ fanden sich sowohl religiöse Organisationen wie zum Beispiel die transnational organisierten christlichen Quäker, die als Kriegsdienstverweigerer dringend nach Möglichkeiten suchten, sich helfend an der Bewältigung der Kriegsfolgen zu beteiligen, als auch säkulare Organisationen und Netzwerke zusammen, um internationale Hungerhilfe zu leisten.¹⁴ Dafür wurden zumeist kalorienreiche Lebensmittel in den USA, seltener auch in Nachbarländern, angekauft und mit der Unterstützung lokaler Organisationen an Bedürftige verteilt. Besondere, auch mediale Beachtung fanden die staatlichen Hilfsaktivitäten der vom späteren US-Präsidenten Herbert Hoover geleiteten American Relief Administration, die nach dem Ersten Weltkrieg umfassende Nahrungsmittelhilfe nach Zentral- und Osteuropa lieferte.¹⁵

¹² Vgl. Tatjana Tönsmeier, Ausbeutung, Hunger, Bewältigungsstrategien. Europäische Erfahrungen mit deutscher Besatzung 1939–1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9/2020, S. 735–746; Christian Gerlach, Krieg, Ernährung, Völkermord. Forschungen zur deutschen Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1998.

¹³ Vgl. Julia F. Irwin, The Disaster of War: American Understandings of Catastrophe, Conflict and Relief, in: First World War Studies 1/2014, S. 17–28.

¹⁴ Vgl. Daniel Roger Maul, „Silent Army of Representatives“ – Amerikanische NGOs und die Entstehung internationaler Mechanismen humanitärer Hilfe 1917–1939, in: Christoph Meyer/Sönke Kunkel (Hrsg.), Aufbruch ins Postkoloniale Zeitalter. Globalisierung und die außereuropäische Welt in den 1920er und 1930er Jahren, Frankfurt/M.–New York 2012, S. 105–122; Tammy M. Proctor, An American Enterprise? British Participation in US Food Relief Programmes (1914–1923), in: First World War Studies 1/2014, S. 29–42.

¹⁵ Vgl. Matthew Lloyd Adams, Herbert Hoover and the Organization of the American Relief Effort in Poland (1919–1923), in: European Journal of American Studies 2/2009, S. 2–16; Bertrand M. Patenaude, The Big Show in Bololand. The American Relief Expedition to Soviet Russia in the Famine of 1921, Stanford 2002.

¹¹ Vgl. Frank Adloff, Philanthropisches Handeln. Eine historische Soziologie des Stiftens in Deutschland und den USA, Frankfurt/M. 2010; Emily S. Rosenberg, Missions to the World. Philanthropy Abroad, in: Lawrence Jacob Friedman/Mark Douglas McGarvie (Hrsg.), Charity, Philanthropy, and Civility in American History, Cambridge 2004, S. 241–257.

Kaum zwei Jahrzehnte später führte der Zweite Weltkrieg erneut zu einer sich stetig verschlechternden Ernährungssituation in Europa. Je länger der Krieg andauerte, desto deutlicher wurde, dass ohne internationale Hilfe in vielen Gegenden des europäischen Kontinents eine Hungersnot dramatischen Ausmaßes drohte.

Es gehört zu den bemerkenswerten Dynamiken der letzten Kriegsjahre und vor allem der unmittelbaren Nachkriegszeit, dass sich eine kaum überschaubare Zahl an privaten Hilfsorganisationen gründeten, die in enger Abstimmung mit eigenen und ausländischen Regierungen substanzielle Hungerhilfe leisteten. Hervorzuheben ist etwa die britische Hilfsorganisation Oxfam, die bereits ab 1942 unter der selbst stark vom Krieg betroffenen Bevölkerung Großbritanniens Spenden für notleidende Menschen in Südeuropa, insbesondere in Griechenland, sammelte und verteilte.¹⁶ Auch kanadische und australische Hilfsorganisationen beteiligten sich an der Hunger- und Wiederaufbauhilfe nach dem Krieg, unter anderem im Rahmen der United Nations Relief and Rehabilitation Agency.¹⁷ In den USA, wo sich die allgemeine Ernährungslage trotz des Krieges seit den 1930er Jahren stetig verbessert hatte,¹⁸ wurden nicht nur bereits bestehende Hilfsorganisationen reaktiviert, es gründeten sich auch zahlreiche neue humanitäre NGOs, die sich an der Hungerhilfe beteiligten. Darunter war auch die bis heute bekannte Hilfsorganisation CARE (heute CARE International). Gegründet 1944/45 unter dem Namen Cooperative for American Remittances to Europe versendete die Organisation mithilfe privater Spenden und unterstützt durch öffentliche Zuschüsse der US-Regierung insgesamt fast 100 Millionen Nahrungsmittelpakete nach Europa. Diese trugen substanziell dazu bei, in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine Hungerkrise in weiten Teilen des Kontinents abzuwenden.¹⁹ Hervorzuheben ist,

dass auch die deutsche Bevölkerung in die privaten und staatlichen internationalen Hilfslieferungen eingebunden wurde. Die gespendeten Nahrungsmittel – im Falle der CARE-Pakete waren dies zunehmend auch begehrte US-amerikanische Konsumgüter – bedeuteten so nicht nur konkrete Hilfe, sondern signalisierten auch einen gewissen Neuanfang, ohne den weder die schrittweise Wiedereingliederung (West-)Deutschlands in die Weltgemeinschaft noch der Aufbau einer transatlantischen Partnerschaft mit den USA denkbar gewesen wäre.²⁰

NACH 1945: GLOBALER SÜDEN IM FOKUS

Die unmittelbare Hungerkrise nach dem Zweiten Weltkrieg konnte dank internationaler privater und staatlicher Hilfsaktivitäten vergleichsweise schnell bewältigt werden. Dennoch wurden bestimmte Nahrungsmittel teilweise bis in die 1950er Jahre hinein staatlich rationiert und standen nur begrenzt oder auf sogenannten Schwarzmärkten zur Verfügung.²¹ Hunger im Sinne unmittelbar „erhöhter Sterblichkeit durch Verhungern oder hungerbedingte Krankheiten“ gehörte in Westeuropa jedoch recht schnell wieder der Vergangenheit an.

Stattdessen geriet einmal mehr – nun aber unter den sich schnell zuspitzenden Vorzeichen des Kalten Krieges – die Ernährungssituation auf dem asiatischen, südamerikanischen und afrikanischen Kontinent in den Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit.²² Basierend auf der Vorstellung, dass der in den Industriegesell-

¹⁶ Vgl. Maggie Black, *A Cause for Our Times. Oxfam, the First 50 Years*, Oxford 1992.

¹⁷ Vgl. Susan Armstrong-Reid/David R. Murray, *Armies of Peace. Canada and the UNRRA Years*, Toronto 2008; Jessica Reinisch, *Internationalism in Relief. The Birth (and Death) of UNRRA*, in: dies./Mark Mazower/David Feldman (Hrsg.), *Post-War Reconstruction in Europe. International Perspectives, 1945–1949*, Oxford–New York 2011, S. 258–289.

¹⁸ Vgl. Lizzie Collingham, *The Taste of War. World War Two and the Battle for Food*, London 2011.

¹⁹ Vgl. Heike Wieters, *The NGO CARE and Food Aid from America, 1945–80. „Showered With Kindness“?*, Manchester 2017.

²⁰ Vgl. Karl-Ludwig Sommer, *Humanitäre Auslandshilfe als Brücke zur atlantischen Partnerschaft. CARE, CRALOG und die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen nach Ende des Zweiten Weltkrieges*, Bremen 1999; Heike Wieters, *Hungerbekämpfung und Konsumgesellschaft. Das CARE-Paket im Kontext von Massenkonsum und „New Charity“-Konzepten der Nachkriegszeit*, in: Angela Müller/Felix Rauh (Hrsg.), *Wahrnehmung und mediale Inszenierung von Hunger im 20. Jahrhundert*, Basel 2014, S. 113–131.

²¹ Vgl. Ina Zweiniger-Bargielowska, *Austerity in Britain. Rationing, Controls, and Consumption, 1939–1955*, Oxford 2002; Mark Roodhouse, *Black Market Britain, 1939–1955*, Oxford 2013; Malte Zierenberg, *Stadt der Schieber. Der Berliner Schwarzmarkt 1939–1950*, Göttingen 2008.

²² Vgl. Sara Lorenzini, *Global Development. A Cold War History*, Princeton 2020; Odd Arne Westad, *The Global Cold War. Third World Interventions and the Making of Our Times*, Cambridge u. a. 2008; Rossen Djagalov/Christine Evans, *Moskau, 1960: Wie man sich eine sowjetische Freundschaft mit der Dritten*

schaften bereits erreichte Wohlstand regelhaft und stufenweise entstanden sei, wurden nun in West und Ost umfassende Hilfsprogramme entworfen, die den Modernisierungsprozess für die „Nachzügler“ beschleunigen sollten.²³ Durch einen zielgerichteten Ausbau von Infrastrukturen und politischen Institutionen sowie die Intensivierung von Handelsbeziehungen und politischen Loyalitäten mit den Geberländern sollte die Entwicklung im Globalen Süden vorange- trieben werden.

Die Ernährungssituation in vielen Entwick- lungsländern blieb jedoch prekär und verschärf- te sich teilweise trotz oder gerade wegen intensi- vierter Entwicklungsanstrengungen sogar weiter. Dies zeigen Forschungen sowohl zur Moderni- sierungspolitik in der Sowjetunion²⁴ als auch zur Industrialisierungskampagne „Großer Sprung nach vorn“, die in China von den Maoisten vor- angetrieben wurde und in deren Folge schätz- ungsweise weit über 35 Millionen Menschen verhungerten.²⁵ Insbesondere die dramatischen und sich periodisch wiederholenden Hungerkri- sen in Südostasien (Indien und Bangladesch) und ab den 1960er Jahren auch auf dem afrikanischen Kontinent (vor allem in der Sahel-Zone, Äthiopi- en und Nigeria beziehungsweise Biafra) wurden international breit wahrgenommen. Zunehmend war in internationalen Kontexten nun von einem „Welternährungsproblem“ die Rede.²⁶

Die Gründe für diese per definitionem glo- bale Herausforderung waren laut zeitgenössis- chen ExpertInnen vielschichtig: strukturelle Unterentwicklung, fehlende politische Verant- wortung und Bildung, überkommene Anbau- methoden, ungünstige Landbesitzverhältnisse, klimatische Probleme wie Dürren oder Über- schwemmungen und eine angeblich drohen-

de „Überbevölkerung“.²⁷ Ab den 1960er Jahren wurden zunehmend auch Stimmen laut, die auf ungerechte Handelsbedingungen zwischen den Industrie- und Entwicklungsländern verwie- sen.²⁸ Auch die Kritik an asymmetrischen Vertei- lungsmustern und Zugangsrechten zu Nahrung, wie sie etwa der Wirtschaftswissenschaftler und Philosoph Amartya Sen in seinem Werk „Pover- ty and Famines“ 1981 vertrat, gewann deutlich an Einfluss.²⁹ Insgesamt wurde sowohl die grenz- überschreitende als auch die politische Dimen- sion von Hungerkrisen angesichts des Überflus- ses an Nahrungsmitteln, der inzwischen in Teilen der Welt herrschte, zum Thema.³⁰ Dabei bestand zumindest vordergründig große Einigkeit darin, „den“ Hunger, der durchaus als multifaktorielles Problem erkannt wurde, im Verlauf des 20. Jahr- hunderts endgültig beseitigen zu wollen.

Dies zeigte sich *erstens* auf Ebene staatlicher Programme und Institutionen. In fast allen Indus- trielländern entstanden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Ministerien für Entwicklungs- hilfe und globale Ernährungssicherheit. Institu- tionell gespiegelt wurde dies in den Empfänger- ländern, wo internationale Hilfsgelder verwaltet und eigene Entwicklungsprogramme implemen- tiert wurden. Spezifische Hungerhilfe zwischen Staaten wurde dabei auf zwei Ebenen geleistet: ei- nerseits als unmittelbare Nothilfe in akuten Hun- gerkrisen, andererseits aber auch als dauerhafte Nahrungsmittelhilfe, die oft aus unverkäuflichen agrarischen Überschüssen bestand. Vor allem die US-Regierung und später auch die Europäischen Gemeinschaften³¹ setzten in solchen Programmen große Mengen an überschüssigem Weizen, Mais, Butterreinfett, Milchpulver und Käse um, die es den Empfängerregierungen erlaubten, Devisen nicht für Lebensmittel, sondern für Infrastruk-

Welt vorstellte, in: Andreas Hilger (Hrsg.), Die Sowjetunion und die Dritte Welt. UdSSR, Staatssozialismus und Antikolonialismus im Kalten Krieg 1945–1991, München 2009, S. 83–105.

²³ Vgl. Gilbert Rist, The History of Development. From Western Origins to Global Faith, London 2006.

²⁴ Vgl. Robert Kindler, Stalins Nomaden. Herrschaft und Hunger in Kasachstan, Hamburg 2014.

²⁵ Vgl. Frank Dikötter/Stephan Gebauer, Maos großer Hunger. Massenmord und Menschenexperiment in China (1958–1962), Bonn 2014.

²⁶ Vgl. David B. Grigg, The World Food Problem, 1950–1980, Oxford–New York 1985; Heike Wieters, Vom eigenen Hunger zum Hunger der Anderen. Die Debatten über das Welternäh- rungsproblem in der Bundesrepublik Deutschland, 1950–1975, in: Collet/Lassen/Schanbacher (Anm. 2), S. 215–245.

²⁷ Vgl. Matthew Connelly, Fatal Misconception. The Struggle to Control World Population, Cambridge, MA 2008; Thomas Robertson, Malthusian Moment. Global Population Growth and the Birth of American Environmentalism, New Brunswick 2012.

²⁸ Vgl. Jörg Roesler, Kompakte Wirtschaftsgeschichte Lateinamerikas vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Leipzig 2009, S. 118–121.

²⁹ Zur Rezeptionsgeschichte des Werkes vgl. Florian Hannig, Die soziale Ungleichheit des Hungerns. Amartya Sens „Poverty and Famines“ (1981), in: Zeithistorische Forschungen 2/2021, S. 371–377.

³⁰ Vgl. Christian Gerlach, Hunger in der Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: APuZ 49/2015, S. 20–26.

³¹ Vgl. John Cathie, European Food Aid Policy, Aldershot 1997.

turprojekte zu nutzen.³² Gleichzeitig waren diese Lieferungen bereits früh auch umstritten, da sie potenziell sowohl Konsumgewohnheiten als auch lokale Märkte negativ beeinflussen konnten.³³

Zweitens entwickelten sich die Vereinten Nationen zu einem zentralen Ort, an dem Debatten über Strategien zur Beendigung der Koexistenz von Hunger und Nahrungsüberschüssen sowohl im globalen Nord-Süd-Kontext geführt wurden als auch mit Blick auf wesentlich kleinere geografische Regionen. Im Rahmen der zahlreichen UN-Sonderorganisationen wie etwa der 1945 gegründeten Food and Agriculture Organization (FAO) oder dem Kinderhilfswerk UNICEF sowie den in den 1960er Jahren gegründeten UN Development Program (UNDP) und World Food Program (WFP) wurden Debatten rund um den Kampf gegen den Hunger ausgetragen, wissenschaftlich und statistisch aufbereitet und dokumentiert. Gleichzeitig wurde Nahrungsmittelhilfe durch die UN selbst zu einer üblichen Praxis.³⁴ Im Rahmen der 1960 gestarteten UN-Kampagne Freedom from Hunger und später in den Debatten um Nahrung als Menschenrecht³⁵ wurden zudem staatliche, multilaterale und private Ressourcen gebündelt.³⁶ Insbesondere die Diskussionen um ein Menschenrecht auf Nahrung, das sowohl in Artikel 25 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte als auch in Artikel 11 des bis heute von über 171 Staaten ratifizierten UN-Sozialpaktes verankert ist, speisen sich historisch aus verschiedenen Kontexten. Die Debatten zielten und zielen darauf, Regierungen und internationale Organisationen in die

Verantwortung zu nehmen, Hunger effektiver zu bekämpfen. Auf der Ebene der Umsetzung und Einklagbarkeit dieses Rechts klaffen jedoch bis in die Gegenwart hinein große Lücken.

Hungerhilfe wurde und wird *drittens* auch in großem Umfang von humanitären NGOs geleistet. Interessanterweise etablierten sich viele Hilfsorganisationen der Nachkriegszeit ab den 1950er Jahren schnell als entwicklungspolitische Akteure und verschoben ihren Fokus auf die Entwicklungsländer. Die NGOs CARE und Oxfam sind dafür beispielhaft, unter anderem weil sie ihre Organisationsstrukturen schnell internationalisierten. Doch auch später etablierte Organisationen wie Brot für die Welt (1959) oder die in Frankreich gegründete Action contre la Faim (1979) etablierten erfolgreiche Hilfsprogramme und Kampagnen. Seit den 1980er Jahren sind zudem zunehmend große globale Kampagnen wie Live Aid oder webbasierte Fundraising-Events erfolgreich.³⁷

Die Arbeit von NGOs verlief und verläuft dabei auf verschiedenen Ebenen: So kooperieren humanitäre NGOs eng mit Regierungen und internationalen Organisationen, sowohl bei der Umsetzung und Logistik von Hilfsprogrammen als auch in zahlreichen gemeinsamen öffentlichen Foren, in denen über Strategien und praktische Herausforderungen im internationalen Kampf gegen den Hunger debattiert wird. Gleichzeitig verstehen sich viele NGOs als organisierte Stimme der Zivilgesellschaft, die Regierungen und internationale Organisationen zu stärkerem Engagement im Bereich der Hunger- und Nothilfe drängen und entsprechend auch unbequeme Positionen beziehen müssen.³⁸ Ferner agieren humanitäre und entwicklungspolitische NGOs seit jeher auch als soziale Unternehmen und Arbeitgeber für viele Menschen rund um den Globus. Zudem haben sie einen großen Einfluss auf Hilfspraktiken und die Gestaltung jener Räume, in denen Hilfe geleistet wird.³⁹ Erfolgreiche Spendenkampagnen dienen so nicht nur dem Kampf gegen den

³² Vgl. Kristin L. Ahlberg, *Transplanting the Great Society*. Lyndon Johnson and Food for Peace, Columbia 2008; Mitchel B. Wallerstein, *Food for War – Food for Peace*. United States Food Aid in a Global Context, Cambridge 1980.

³³ Vgl. Edward J. Clay/Olav Stokke (Hrsg.), *Food Aid Reconsidered. Assessing the Impact on Third World Countries*, London 1995; Christiane Berth, *Food and Revolution. Fighting Hunger in Nicaragua, 1960–1993*, Pittsburgh 2021.

³⁴ Vgl. Aaron D. Rietkerk, „The Constructive Use of Abundance”: The UN World Food Programme and the Evolution of the International Food-Aid System During the Post-War Decades, in: *The International History Review* 4/2016, S. 788–813; D. John Shaw, *The World’s Largest Humanitarian Agency. The Transformation of the UN World Food Programme and of Food Aid*, Basingstoke 2011.

³⁵ Vgl. Francis Adams, *The Right to Food. The Global Campaign to End Hunger and Malnutrition*, London 2021.

³⁶ Vgl. Matthew James Bunch, *All Roads Lead to Rome*. Canada, the Freedom from Hunger Campaign, and the Rise of NGOs, 1960–1980, Waterloo 2007.

³⁷ Vgl. Kevin O’Sullivan, *The NGO Moment. The Globalisation of Compassion from Biafra to Live Aid*, Cambridge 2021.

³⁸ Vgl. Michelle Jurkovich, *Feeding the Hungry. Advocacy and Blame in the Global Fight Against Hunger*, Ithaca 2020; Marc Lindenberg/Coralie Bryant, *Going Global. Transforming Relief and Development NGOs*, Bloomfield 2001.

³⁹ Vgl. Joël Glasman, *Humanitarianism and the Quantification of Human Needs*, Abingdon 2020; Lisa Smirl, *Spaces of Aid. How Cars, Compounds and Hotels Shape Humanitarianism*, London 2015.

Hunger in der Ferne, sondern sichern stets auch den Fortbestand der Hilfsorganisationen selbst.

21. JAHRHUNDERT: ENDE DES HUNGERS?

Der internationale Kampf gegen den Hunger ist auch im 21. Jahrhundert seiner Definition nach grenzüberschreitend. Nicht nur Regierungen, internationale Organisationen und NGOs, sondern auch die globale Zivilgesellschaft selbst sind heute über Medien, Reisemöglichkeiten und Soziale Netzwerke enger miteinander verbunden als je zuvor. Dennoch scheint das in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark betonte Ziel einer Beendigung des Hungers in weiter Ferne zu liegen. Wurde in den im Jahr 2000 formulierten Millennium Development Goals der Vereinten Nationen eine Abschaffung von Hunger und extremer Armut bis 2015 noch für realistisch erachtet, zeigen gegenwärtig internationale Statistiken wie der

Welthungerindex, dass 2022 kaum Fortschritte im Kampf gegen den Hunger gemacht wurden.⁴⁰ Die sich zuspitzende Klimakrise, kriegsrische Auseinandersetzungen, sich im globalen Rahmen weiter verschärfende Ungleichheiten sowie die Nachwirkungen der Covid-19-Pandemie stellen Herausforderungen dar, die die Ernährungssicherheit von Millionen Menschen nachhaltig bedrohen. Zudem ist nicht nur ein gewisser Fortschrittsglaube, der die Debatten um eine Abschaffung des Hungers im 20. Jahrhundert begleitete, ins Wanken geraten, sondern auch das Vertrauen, dass künftige technische Entwicklungen und verbesserte Lebenschancen letztlich allen Menschen zugutekommen werden. Hier gilt es anzusetzen, denn Hunger ist auch im 21. Jahrhundert ein Phänomen, das ohne eine gründliche Analyse seiner spezifischen historischen, sozialen und ökonomischen Entstehungs- und Verlaufskontexte weder verstanden noch wirkungsvoll bekämpft werden kann.

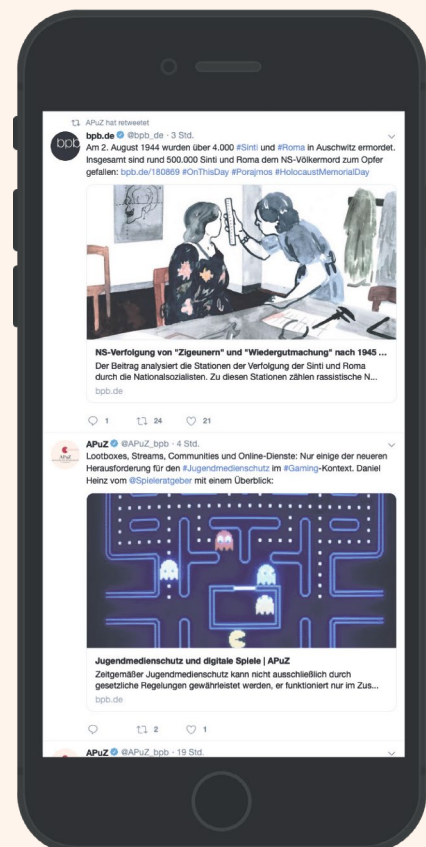
HEIKE WIETERS

ist Juniorprofessorin für Historische Europafor-
schung am Institut für Geschichtswissenschaften
der Humboldt-Universität zu Berlin.
wieterhx@hu-berlin.de

⁴⁰ Vgl. Deutsche Welthungerhilfe e.V./Concern Worldwide, 2022 Welthunger-Index. Transformation der Ernährungssysteme und lokale Governance, Bonn–Dublin 2022, www.globalhunger-index.org/pdf/de/2022.pdf.

Immer informiert.

Bestellen Sie unseren APuZ-Newsletter
oder folgen Sie uns bei Twitter!



EINE WELT OHNE HUNGER BIS 2030?

Stand und Perspektiven für das Sustainable Development Goal 2

Matin Qaim

Hunger und Mangelernährung sind über die Jahrtausende hinweg stets unliebsame Begleiter der Menschheit gewesen. Historisch betrachtet war immer ein erheblicher Teil der Weltbevölkerung nicht ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgt, was zu hohen Krankheits- und Sterblichkeitsraten und einer niedrigen Lebenserwartung beitrug. In den vergangenen rund hundert Jahren hat sich die Situation aber deutlich verbessert, zunächst in den Industrieländern und später auch in vielen Entwicklungs- und Schwellenländern. Während Mitte des 20. Jahrhunderts noch die Hälfte der Weltbevölkerung von Hunger betroffen war, sind es heute nur noch zehn Prozent (*Abbildung*) – und das, obwohl die Weltbevölkerung sich im gleichen Zeitraum verdreifacht hat. Maßgeblich hierfür war der technische Fortschritt in der Landwirtschaft, vor allem die Züchtung neuer Sorten und die Entwicklung in den Bereichen Düngung, Pflanzenschutz und Bewässerung. In vielen Regionen konnten die Erträge mehr als verdreifacht werden. Dieser Produktionsschub wird oft als „grüne Revolution“ bezeichnet und hat die Versorgung der Weltbevölkerung mit Grundnahrungsmitteln erheblich gesteigert.⁰¹

Das Millenniumsentwicklungsziel der Vereinten Nationen, den Anteil der weltweit hungernden Menschen zwischen 1990 und 2015 zu halbieren, wurde erreicht. Dieser Trend machte Mut und führte 2015 im Rahmen der Sustainable Development Goals (SDGs) der Vereinten Nationen zur Verabschiedung des SDG-02 „Zero Hunger“: eine Welt ohne Hunger bis 2030. Leider zeigen die jüngeren Entwicklungen aber, dass es auch Rückschläge geben kann: Seit 2015 stagniert der Anteil hungernder Menschen und stieg zuletzt sogar wieder an (*Abbildung*). Hierfür gibt es verschiedene Gründe. Zum einen ist der Produktivitätsfortschritt in der Landwirtschaft zurückgegangen, zum anderen tragen unterschiedliche

Krisen wie der Klimawandel, die Corona-Pandemie und kriegsrische Konflikte dazu bei, dass sich die Lage wieder verschlechtert hat.

Bis 2030 wird eine Welt ohne Hunger nun kaum noch zu erreichen sein. Das sollte aber nicht zu Pessimismus führen, denn das Ziel bleibt in den kommenden 10 bis 15 Jahren prinzipiell erreichbar. Im Folgenden werde ich erläutern, wie sich die weltweite Ernährungslage aktuell darstellt und was getan werden muss, um eine nachhaltige Ernährung für alle Menschen sicherzustellen.

Globale Ernährungslage

Derzeit hungern weltweit fast 830 Millionen Menschen, die meisten davon in Asien und Afrika.⁰² Die Trends sind aber geografisch sehr unterschiedlich: Während die Zahl hungernder Menschen in Asien in den vergangenen Jahrzehnten deutlich gesunken ist, steigt sie in Afrika weiterhin an. Ein Hauptgrund für diese Unterschiede liegt darin, dass die landwirtschaftlichen Erträge in Afrika seit Jahrzehnten kaum zugenommen haben. Verbesserte Sorten und Technologien, die in Asien und anderen Regionen der Welt weit verbreitet sind, werden in Afrika bisher kaum genutzt. Zum Teil liegt das daran, dass geeignete Sorten für den afrikanischen Kontext erst viel später entwickelt wurden als für andere Regionen. Hinzu kommt, dass in Afrika die Infrastruktur weniger gut ausgebaut ist, Märkte schlechter funktionieren, weniger Geld in Forschung und Innovation fließt und es mehr politische Unruhen gibt. All dies sind Faktoren, die landwirtschaftliche Entwicklung und Fortschritt in der Hungerbekämpfung hemmen. Solche Hemmnisse müssen durch gezielte Entwicklungsbemühungen überwunden werden.

Aber auch global betrachtet stagniert der Fortschritt in der Hungerbekämpfung derzeit. Zwi-

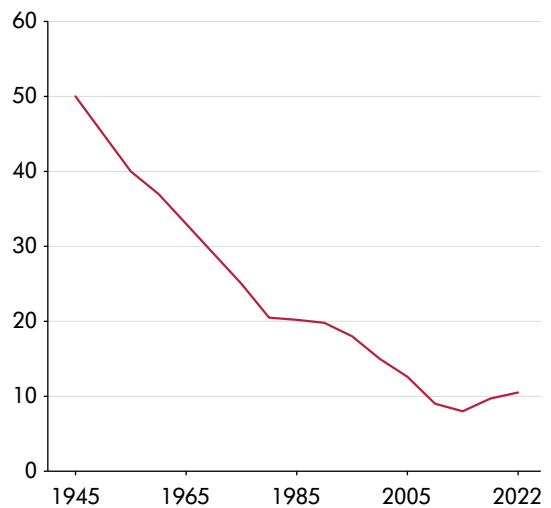
schen 2019 und 2022 stiegen sowohl der Anteil als auch die absolute Zahl der weltweit hungernden Menschen sogar wieder an,⁰³ unter anderem aufgrund der Corona-Pandemie und der damit zusammenhängenden Lockdown-Maßnahmen. Insbesondere arme Menschen im Globalen Süden, die oft im informellen Sektor beschäftigt sind, verloren teilweise über Monate hinweg ihre Beschäftigung und damit ihre Einkommensgrundlage. Hunger ist nicht nur eine Frage der landwirtschaftlichen Produktion, sondern auch des ökonomischen Zugangs zu den produzierten Lebensmitteln. Insofern gehen Einkommenseinbußen unmittelbar mit steigenden Hungerzahlen einher.

Hinzu kommt, dass die Folgen des Klimawandels in einigen Teilen der Welt bereits deutlich spürbar werden. Das merken wir in Deutschland, aber anderswo noch viel stärker. Vor allem in tropischen Regionen treten Wetterextreme wie Dürren, Überschwemmungen und Wirbelstürme häufiger auf und vernichten die Ernten.⁰⁴ Darunter leiden Kleinbäuerinnen und Kleinbauern, deren Lebensgrundlage unmittelbar von der landwirtschaftlichen Produktion abhängt, besonders stark. Häufigere Missernten verknappen aber auch das Angebot an Lebensmitteln und verteuern die Preise, sodass für städtische Konsumentinnen und Konsumenten der Zugang ebenfalls erschwert wird.

Hohe Energie- und Düngemittelpreise sowie Verwerfungen auf den internationalen Märkten tragen ihren eigenen Teil zum Anstieg der Hungerzahlen bei. 2022 waren die Preise für Lebensmittel höher als jemals zuvor. Zu einer ohnehin angespannten Lage kam ab Ende Februar der russische Angriffskrieg auf die Ukraine hinzu, in dessen Zuge die Lebensmittelexporte aus der Schwarzmeerregion zeitweise zum Erliegen kamen. Seit dem Sommer 2022 sind die Preise wieder etwas zurückgegangen, die Lage bleibt jedoch insgesamt angespannt.

Bei den 830 Millionen hungernden Menschen geht es vor allem um einen nicht ausreichenden

Abbildung: Anteil hungernder Menschen an der Weltbevölkerung, in Prozent



Quelle: eigene Darstellung nach Daten der Food and Agriculture Organization of the United Nations, *The State of Food Security and Nutrition in the World*, Rom, verschiedene Jahrgänge.

Zugang zu Kalorien. Der menschliche Körper benötigt aber nicht nur Kalorien, sondern auch eine Reihe von Mikronährstoffen wie Eisen, Zink, andere Spurenelemente und Vitamine. Mikronährstoffmangel wird nicht durch ein Hungergefühl wahrgenommen, kann aber ebenso schlimme gesundheitliche Folgen haben. Weltweit leiden über zwei Milliarden Menschen an Mikronährstoffmangel, weil sie sich eine ausgewogene Ernährung nicht leisten können.⁰⁵ Ein zu einseitiger Fokus auf stärkehaltige Grundnahrungsmittel, der vor allem in armen Bevölkerungsschichten zu beobachten ist, kann dazu führen, dass zwar ausreichend Kalorien, aber zu wenig Mikronährstoffe aufgenommen werden.⁰⁶

Ein weiteres Ernährungsproblem ist eine zu hohe Kalorienaufnahme, die zu Übergewicht und Adipositas führt – ebenfalls mit schwerwiegenden Gesundheitsfolgen besonders im Bereich chronischer Krankheiten. Bis vor rund zwanzig Jahren waren Übergewicht und Adipositas vor allem in den reicheren Teilen der Welt verbreitet, doch inzwischen tritt das Problem auch zunehmend in

⁰¹ Vgl. Douglas Gollin/Casper W. Hansen/Asger M. Wingen-der, *Two Blades of Grass: The Impact of the Green Revolution*, in: *Journal of Political Economy* 8/2021, S. 2344–2384.

⁰² Vgl. Food and Agriculture Organization of the United Nations (FAO), *The State of Food Security and Nutrition in the World*, Rom 2022.

⁰³ Vgl. ebd.

⁰⁴ Vgl. Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC), *Climate Change and Land. Special Report*, Genf 2019.

⁰⁵ Vgl. Development Initiatives, *Global Nutrition Report*, Bristol 2022.

⁰⁶ Vgl. Theda Gödecke/Alexander J. Stein/Matin Qaim, *The Global Burden of Chronic and Hidden Hunger: Trends and Determinants*, in: *Global Food Security* 17/2018, S. 21–29.

Entwicklungs- und Schwellenländern auf.⁰⁷ Besonders betroffen sind die unteren Mittelschichten, die sich zwar ausreichend Kalorien leisten können, aber nicht über genügend Einkommen und Wissen verfügen, um sich ausgewogen zu ernähren. So treten Übergewicht und Mikronährstoffmangel oftmals bei denselben Personen und innerhalb der gleichen Haushalte auf.

Den Hunger in all seinen Formen zu beenden und die Ernährung zu verbessern, muss sich auf alle drei Ausprägungen der Fehlernährung – also Kalorienmangel, Mikronährstoffmangel und Übergewicht – beziehen. Ziel muss sein, dass sich alle Menschen gesund und ausgewogen ernähren können.

PLANETARE GRENZEN

Unser Planet Erde hat nur begrenzte natürliche Ressourcen und Kapazitäten wie fruchtbares Land, Süßwasser, Artenvielfalt und Klimaresilienz, die wir nicht überstrapazieren dürfen, um unsere eigenen Lebensgrundlagen nicht zu gefährden. Die Landwirtschaft ist die größte Nutzerin knapper Land- und Wasserressourcen. Sie trägt auch in erheblichem Maße zum globalen Klimawandel, zum Verlust von Wäldern, zur Gewässereutrophierung und zum Artenschwund bei.⁰⁸ Diese Umwelt- und Klimaprobleme werden sich zunehmend verschärfen, wenn die Produktion ohne grundlegende technologische Veränderung weiter gesteigert wird. Die Produktion muss aber gesteigert werden, weil die globale Nachfrage nach Nahrungsmitteln weiterhin wächst. Die Weltbevölkerung wird bis 2050 auf vermutlich 9,7 Milliarden Menschen anwachsen und in der zweiten Hälfte des 21. Jahrhunderts bei rund 10,5 Milliarden Menschen ihren Höhepunkt erreichen.⁰⁹

Über den Nahrungsmittelsektor hinaus wird die Nachfrage nach Agrarprodukten aber auch durch andere Sektoren angeheizt, etwa für Biosprit und andere nachwachsende Rohstoffe. Der Anbau und die Nutzung nachwachsender Rohstoffe dürften bei der anstehenden Transformation von Volkswirtschaften weg von Erdöl, Gas und Kohle als Energieträger an Bedeutung weiter zunehmen.

⁰⁷ Vgl. Development Initiatives (Anm. 5).

⁰⁸ Vgl. Global Panel on Agriculture and Food Systems for Nutrition, Future Food Systems: For People, Our Planet, and Prosperity (Foresight 2.0), London 2020.

⁰⁹ Vgl. UN Department of Economic and Social Affairs, World Population Prospects, New York 2022.

Dabei muss ein möglicher Zielkonflikt zwischen nachhaltiger Rohstoffnutzung und Ernährungssicherung im Blick behalten werden.

Die größten Umwelt- und Klimaprobleme der Landwirtschaft entstehen durch die zusätzliche Umwandlung von Naturland in Ackerland, etwa durch das Abholzen von Wäldern oder das Trockenlegen von Mooren.¹⁰ Dabei geht erhebliche Artenvielfalt verloren, und es werden große Mengen an Kohlenstoff freigesetzt. Ziel muss sein, die weitere Flächenausdehnung zu reduzieren und umzukehren. Auf der bereits genutzten Ackerfläche müssen also höhere Erträge erzielt werden.

In den vergangenen Jahrzehnten wurden höhere Erträge unter anderem durch den Einsatz von immer mehr Chemie erzielt, beispielsweise durch verstärkte mineralische Düngung und synthetische Pflanzenschutzmittel. Vor allem in Asien wurde auch die Bewässerung deutlich intensiviert. Diese Intensivierung und teilweise Übernutzung chemischer Inputs hat zu erheblichen Umweltproblemen geführt, sodass die Verwendung von immer mehr Chemie kaum die Lösung für die Zukunft sein kann.

EINFACHE TRICKS REICHEN NICHT

In der öffentlichen Diskussion entsteht manchmal der Eindruck, dass die globale Ernährungssicherung durch ein paar einfache Tricks gewährleistet werden könnte. So wird etwa argumentiert, dass man nur Verluste und Verschwendung reduzieren müsse, damit alle genug zu essen hätten. Andere wiederum meinen, dass neue Technologien alle Probleme lösen würden. Auch die Ansicht, Hunger sei gar kein Mengen-, sondern lediglich ein Verteilungsproblem, ist weit verbreitet. Richtig ist, dass derzeit weltweit genügend Kalorien produziert werden, sodass bei einer theoretischen Gleichverteilung niemand unter Kalorienmangel leiden müsste. Für eine Reihe von wichtigen Mikronährstoffen geht diese Rechnung allerdings nicht auf. Außerdem sind solche Kalkulationen stets Momentaufnahmen, die nicht darüber hinwegtäuschen können, dass die Weltbevölkerung weiter wächst. Die globalen Ernährungsprobleme sind tatsächlich nicht so einfach zu lösen. Nur durch das Zusammenspiel ganz unterschiedlicher Maßnahmen kann eine Welt ohne Hunger Realität werden.

¹⁰ Vgl. IPCC (Anm. 4).

Armutsbekämpfung und soziale Sicherung

Viele Menschen – vor allem im Globalen Süden – sind schlichtweg zu arm, um sich ausgewogen mit Lebensmitteln zu versorgen. Deswegen muss die Armutsbekämpfung hohe Priorität haben. Das erfordert, insbesondere diejenigen wirtschaftlichen Sektoren zu fördern, aus denen viele arme Menschen ihr Einkommen beziehen – in Afrika und weiten Teilen Asiens also vor allem die kleinbäuerliche Landwirtschaft. In diesen Regionen hat wirtschaftliches Wachstum in der Landwirtschaft einen viel größeren Effekt auf Armuts- und Hungerreduktion als Wachstum in anderen Wirtschaftssektoren.¹¹ Verbesserte Straßeninfrastruktur, Marktanbindung, angepasste Technologie sowie Zugang zu Krediten und landwirtschaftlicher Beratung sind besonders wichtige Ansätze zur Förderung des kleinbäuerlichen Sektors.

Neben der Landwirtschaft ist auch die Förderung anderer arbeitsintensiver Sektoren, die viele Menschen mit geringer Ausbildung beschäftigen, wichtig für die Armutsbekämpfung. Ebenso muss die Ausbildung armer Menschen verbessert werden. Außerdem müssen soziale Sicherungssysteme ausgebaut werden, um in akuten Notsituationen – ausgelöst etwa durch Klimakatastrophen oder Pandemien – kurzfristig helfen zu können. Solche Sicherungssysteme sind in den meisten armen Ländern bisher wenig entwickelt.

Steigerung der Produktion

Die weltweite Nahrungsmittelproduktion wird in den kommenden Jahrzehnten weiter gesteigert werden müssen. Es geht nicht nur darum, nach theoretischen Berechnungen genug zu produzieren, sondern die produzierten Nahrungsmittel auch für arme Menschen erschwinglich zu machen. Wenn die Nachfrage schneller wächst als das Angebot, steigen die Preise. Das führt in vielen Teilen der Welt zu mehr Hunger und Mangelernährung. Reiche Menschen können sich auch bei steigenden Preisen ausreichend versorgen, während arme Menschen, die ohnehin einen Großteil ihres Einkommens für Nahrung ausgeben müssen, den Konsum weiter einschränken müssen.

Die Ertragssteigerungen der vergangenen Jahrzehnte waren eine wesentliche Triebkraft für den Fortschritt in der weltweiten Hungerbekämpfung

und bleiben für die Verbesserung der Ernährungssituation auch weiterhin zentral. Allerdings müssen zwei wesentliche Nachteile bisheriger Entwicklungen angegangen werden: Zum einen müssen Ertragssteigerungen zukünftig mit weniger Chemie und Bewässerung erreicht werden. Zum anderen dürfen die Entwicklungen nicht auf wenige Getreidearten beschränkt bleiben, sondern müssen ein breites Spektrum von Nahrungspflanzen umfassen, um sowohl die Felder als auch die Ernährung vielfältiger zu machen. In den vergangenen Jahrzehnten wurden viele Kulturpflanzen wie Hülsenfrüchte, Gemüse und Obst – alles wichtige Lieferanten von Mikronährstoffen – in der Forschung und im Anbau vernachlässigt. Der starke Fokus auf Getreide hat zwar die Kalorienversorgung deutlich verbessert, aber das Problem des Mikronährstoffmangels nicht ausreichend adressiert.

Die Bedeutung von Ertragssteigerungen für nachhaltige Entwicklung wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, dass die Alternative für eine globale Mehrproduktion die weitere Ausdehnung der Ackerfläche wäre. Je geringer die Ertragssteigerungen pro Hektar sind, desto stärker steigen bei wachsender Nachfrage die Preise und desto größer werden die Anreize für das Abholzen von Wäldern sowie die Nutzung von Savannen und Moorflächen. Dies sind maßgebliche Treiber für Artenschwund und Klimawandel. Einem weiteren Verlust von Naturräumen muss deswegen durch hohe und steigende Erträge auf den bestehenden Ackerflächen entgegengewirkt werden.¹²

Vor diesem Hintergrund muss auch die in Deutschland populäre Forderung nach der weiteren Ausdehnung des Ökolandbaus kritisch hinterfragt werden. Das politische Ziel, den Anteil des Ökolandbaus in Deutschland auf 30 Prozent und mehr der Fläche zu steigern, ist aus globaler Perspektive kein geeignetes Instrument zur Förderung der Nachhaltigkeit. Dadurch, dass die Erträge im Ökolandbau niedriger sind als in der konventionellen Landwirtschaft, wird für die Produktion der gleichen Menge insgesamt mehr Fläche benötigt. Folglich reicht es nicht, Umwelt- und Klimaeffekte pro Hektar zu betrachten. Wenn die niedrigeren Erträge berücksichtigt werden, relativieren sich die vermeintlichen Umwelt-

¹¹ Vgl. Keith Fuglie et al., *Harvesting Prosperity. Technology and Productivity Growth in Agriculture*, Washington, D.C. 2020.

¹² Vgl. Nelson B. Villoria, *Technology Spillovers and Land Use Change: Empirical Evidence from Global Agriculture*, in: *American Journal of Agricultural Economics* 3/2019, S. 870–893.

vorteile des Ökolandbaus und kehren sich teilweise sogar um.¹³ Zudem können durch großflächige Umstellung auf Ökolandbau und damit verbundene Ertragseinbußen indirekte Landnutzungsänderungen in anderen Teilen der Welt mit negativen Biodiversitäts- und Klimaeffekten entstehen.¹⁴ Wenn wir beispielsweise in Deutschland und Europa weniger Getreide und Ölsaaten ernten, müssen wir mehr von anderswo importieren. Solche Importe kommen dann oftmals aus Brasilien oder Indonesien, wo zur Ausdehnung der Ackerfläche auch Regenwald gerodet wird. Das bedeutet nicht, dass der Ökolandbau in spezifischen Situationen nicht zur Nachhaltigkeit beitragen kann, allerdings sollte er nicht als Patentrezept für eine global nachhaltige Landwirtschaft missverstanden werden. Zugleich kann auch die hochintensive Landwirtschaft nicht als Patentrezept gelten.

Neue Technologien

Die Herausforderung, Erträge weiter zu steigern und dabei gleichzeitig den Einsatz knapper Ressourcen und umweltschädlicher Inputs zu reduzieren, kann nur durch die Entwicklung und Umsetzung neuer Technologien gemeistert werden. Digitale Technologien der Präzisionslandwirtschaft können hierbei eine wichtige Rolle spielen. Zum Beispiel werden neuartige Sensoren entwickelt, die den Nährstoffbedarf und den Gesundheitszustand einzelner Pflanzen exakt erfassen und zielgerichtet entsprechende Maßnahmen auslösen. Dadurch lassen sich die Erträge weiter steigern – und zwar bei einer gleichzeitigen Einsparung von Dünge- und Pflanzenschutzmitteln.¹⁵

Ebenso bieten neue Züchtungstechnologien – inklusive der Gentechnik – große Potenziale, die Landwirtschaft ertragreicher, vielfältiger, umweltfreundlicher und klimaangepasster zu machen. Die neuen Gen-Editierungsverfahren könnten die Züchtung weiter revolutionieren, weil sie besonders präzise und kostengünstig sind und die Entwicklung neuer Merkmale

in Kulturpflanzen beschleunigen.¹⁶ Gerade in Deutschland und Europa gibt es aber beim Thema Gentechnik in der Landwirtschaft viele Ängste und Missverständnisse. Über 30 Jahre Forschung unterstreichen, dass gentechnisch veränderte Pflanzen genauso sicher sind wie herkömmlich gezüchtete.¹⁷ Außerdem trägt die Gentechnik schon heute bei einigen Pflanzen zur Steigerung der Erträge und zum Einsparen von Pflanzenschutzmitteln bei – vor allem auch bei Kleinbäuerinnen und Kleinbauern in China, Indien und anderen Entwicklungs- und Schwellenländern. Allerdings werden weitere Entwicklungen der Gentechnik durch gesellschaftliche Akzeptanzprobleme ausgebremst. Hier gilt es, durch verbesserte Wissenschaftskommunikation schrittweise Vorurteile abzubauen.¹⁸

Wichtig ist aber auch die Erkenntnis, dass neue Technologien allein nicht die Antwort auf jedes Problem und schon gar nicht ein Ersatz für andere wichtige Ansätze sind. Nachhaltige Produktionssysteme ergeben sich nur, wenn neue Technologien mit guten Anbaupraktiken, vielfältigen Fruchtfolgen und verbesserter Organisation der Betriebe, Märkte und Wertschöpfungsketten kombiniert werden.

Nachhaltiger Konsum

Unsere Konsummuster sind in vielerlei Hinsicht nicht nachhaltig. Rund ein Viertel aller produzierten Nahrungsmittel wird nie gegessen, weil erhebliche Mengen entlang der Wertschöpfungskette bis hin zum Endverbrauch vergammeln, aussortiert oder weggeworfen werden. Das vergeudet knappe Ressourcen und erschwert die weltweite Ernährungssicherung. Deswegen ist es wichtig, Verluste und Verschwendung zu reduzieren. Das setzt eine verbesserte Technologie, Logistik und Regulierung ebenso voraus wie ein verändertes Verbraucherverhalten und eine höhere Wertschätzung für Lebensmittel.

Abgesehen von Verlusten und Verschwendung ist auch unser hoher Konsum an Fleisch und ande-

¹³ Vgl. Eva-Marie Meemken/Matin Qaim, *Organic Agriculture, Food Security, and the Environment*, in: *Annual Review of Resource Economics* 2018, S. 39–63.

¹⁴ Vgl. Laurence G. Smith et al., *The Greenhouse Gas Impacts of Converting Food Production in England and Wales to Organic Methods*, in: *Nature Communications* 10/2019, <https://doi.org/10.1038/s41467-019-12622-7>.

¹⁵ Vgl. Robert Finger et al., *Precision Farming at the Nexus of Agricultural Production and the Environment*, in: *Annual Review of Resource Economics* 2019, S. 313–335.

¹⁶ Vgl. Matin Qaim, *Role of New Plant Breeding Technologies for Food Security and Sustainable Agricultural Development*, in: *Applied Economic Perspectives and Policy* 2/2020, S. 129–150.

¹⁷ Vgl. Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, *Wege zu einer wissenschaftlich begründeten, differenzierten Regulierung genomeditierter Pflanzen in der EU*. Stellungnahme, Halle 2019.

¹⁸ Vgl. Matin Qaim, *Unser irrationaler Umgang mit der Grünen Gentechnik*, in: *Labor Journal* 7–8/2022, S. 42–45.

ren tierischen Produkten eine ineffiziente Verwendung knapper natürlicher Ressourcen. Tierische Lebensmittel haben einen viel größeren Umwelt- und Klimafußabdruck als pflanzliche, weil für die Produktion mehr Land, Wasser und Energie verbraucht werden und zudem viel höhere Treibhausgasemissionen entstehen. Würden alle Menschen auf der Erde so viel Fleisch und tierische Produkte konsumieren wie wir in Europa, würden die Klimaziele deutlich verfehlt werden und viele Ökosysteme kollabieren.¹⁹ Deswegen müssen wir in Europa unseren Fleischkonsum deutlich reduzieren und stärker auf pflanzenbasierte Ernährung umschwenken. Das bedeutet nicht, dass Veganismus für alle Menschen global die nachhaltigste Form der Ernährung wäre. Vor allem dort, wo saisonal der Zugang zu frischem Obst und Gemüse eingeschränkt ist – etwa in vielen ländlichen Regionen Afrikas und Asiens – können tierische Produkte eine wichtige Ergänzung sein, um eine ausgewogene Nährstoffversorgung sicherzustellen. Außerdem gibt es manche Ressourcen wie Gras und Pflanzenrückstände, die vom Menschen nicht verdaut werden können, sodass die Veredelung durch Tierhaltung eine gute Verwertung darstellt. Hohe Mengen an tierischen Produkten sind aber mit nachhaltiger Entwicklung kaum vereinbar, zumal übermäßiger Fleischkonsum auch Übergewicht und verschiedene chronische Krankheiten begünstigt.

Neuartige Lebensmittel und Alternativen für klassische Fleisch- und Milchprodukte – etwa Insekten, im Labor hergestelltes Fleisch oder Lebensmittel aus Fermentationsprozessen – könnten zukünftig eine gewisse Rolle spielen. Die meisten dieser neuen Lebensmittel sind aber bisher noch nicht ausgereift und am Markt etabliert, sodass ihr tatsächlicher Beitrag zur Nachhaltigkeit zum jetzigen Zeitpunkt nicht wirklich absehbar ist.

Deutliche Veränderungen im Konsum müssen insgesamt ein zentraler Baustein für mehr Nachhaltigkeit im Ernährungssystem sein, sollten aber nicht als Argument gegen ebenfalls notwendige Produktionssteigerungen verwendet werden. Zu beachten ist auch, dass Konsum- und Ernährungsmuster sich nur langsam verändern und in demokratischen Gesellschaften nicht einfach politisch anzuordnen sind. In vielen Entwicklungs- und Schwellenländern steigt der Konsum tierischer Produkte derzeit

stark an, anstatt zu sinken; ein weltweiter Trend hin zum Vegetarismus oder Veganismus ist kurz- und mittelfristig kaum zu erwarten.

Rolle des Agrarhandels

Der internationale Agrarhandel hat in den vergangenen Jahrzehnten eine wichtige Rolle für den Austausch zwischen Defizit- und Überschussregionen gespielt und somit positiv zur Ernährungssicherung beigetragen. Viele Länder sind aufgrund der natürlichen und demografischen Gegebenheiten nicht in der Lage, ausreichend Nahrungsmittel für ihre eigene Bevölkerung zu produzieren, sodass sie stark von Importen abhängig sind.²⁰ Das gilt vor allem für eine Reihe von Ländern in Afrika und Asien, wo die Bevölkerung nach wie vor wächst und die Auswirkungen des Klimawandels auf die Landwirtschaft vermutlich besonders negativ sein werden. Natürlich sollte in diesen Ländern auch die lokale Produktion gestärkt und an den Klimawandel angepasst werden, aber Importe – vor allem von Grundnahrungsmitteln – werden für viele Länder ein wichtiger Faktor für die Ernährungssicherung der lokalen Bevölkerung bleiben. Umgekehrt ergeben sich durch offenen Handel für Entwicklungs- und Schwellenländer natürlich auch Möglichkeiten für den Anbau von Exportkulturen, von denen lokale Bäuerinnen und Bauern profitieren können. Hier ist es wichtig, die Märkte so zu gestalten, dass auch Kleinbäuerinnen und Kleinbauern gewinnbringend partizipieren können. Das erfordert vor allem sichere Landrechte sowie fairen Zugang zu Krediten, Technologie und landwirtschaftlicher Beratung.

Forderungen von Globalisierungskritikerinnen und -kritikern, den Handel zu reduzieren und sich stärker auf nationale Autarkie zu konzentrieren, sind keine geeignete Strategie, um Ernährungssicherung voranzubringen. In vielen Ländern wären Hunger und Unterernährung ohne Handel deutlich schlimmer. Im Zuge des Klimawandels wird der effiziente Austausch zwischen Defizit- und Überschussregionen weiter an Bedeutung für die Ernährungssicherung zunehmen. Allerdings kann der Handel in spezifischen Situationen auch negative soziale und ökologische Folgen haben, wie wachsende Betriebsstruk-

¹⁹ Vgl. ders./Martin C. Parlasca, Meat Consumption and Sustainability, in: Annual Review of Resource Economics 2022, S. 17–41.

²⁰ Vgl. Pekka Kinnunen et al., Local Food Crop Production Can Fulfil Demand for Less Than One-Third of the Population, in: Nature Food 1/2020, 229–237.

turen, Marginalisierung von Kleinbäuerinnen und Kleinbauern sowie Entwaldung. Solchen negativen Effekte muss durch geeignete politische Maßnahmen entgegengewirkt werden. Lieferkettengesetze mit stärkeren Nachhaltigkeitsstandards können hier eine wichtige Rolle spielen.

FAZIT

Die heutigen Agrar- und Ernährungssysteme sind nicht nachhaltig. Unter- und Fehlernährung sind nach wie vor weit verbreitet, während die Nachfrage nach Nahrungsmitteln weiterhin wächst. Gleichzeitig stellen Ressourcenknappheit, ökologische Überlastung und Klimawandel neue Herausforderungen dar. Eine umfassende Transformation ist nötig, um Hunger und Fehlernährung erfolgreich zu bekämpfen und auch die anderen Dimensionen der Nachhaltigkeit entschiedener voranzutreiben. Zum einen müssen die Konsummuster gesünder und nachhaltiger werden, was weniger Verluste und Verschwendung und bei uns in Europa auch weniger Fleisch bedeutet. In Entwicklungs- und Schwellenländern muss die Armut erfolgreicher bekämpft werden. Zum anderen muss die landwirtschaftliche Produkti-

on ertragreicher, vielfältiger, umweltfreundlicher und klimaresilienter werden. Hierbei können und müssen auch neue Technologien eine wichtige Rolle spielen. Diese Technologien müssen auch für Kleinbäuerinnen und Kleinbauern nutzbar und zugänglich sein, weil der kleinbäuerliche Sektor für viele arme Menschen nach wie vor die wichtigste Einkommensquelle ist.

Einfache Patentrezepte für nachhaltige Ernährungssicherung gibt es nicht, sondern es müssen ganz unterschiedliche produktions- und konsumseitige Ansätze gleichzeitig verfolgt werden. Wenn die Prioritäten richtig gesetzt werden und wir als Gesellschaft offen für die dafür nötigen Schritte sind, ist eine Welt ohne Hunger und Fehlernährung möglich, und zwar auch innerhalb der planetaren Grenzen. Das wird voraussichtlich nicht bis 2030 gelingen, bleibt aber innerhalb der nächsten 10 bis 15 Jahre eine realistische Perspektive.

MATIN QAIM

ist Professor für Agrarökonomie und Direktor des Zentrums für Entwicklungsforschung (ZEF) der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. mqaim@uni-bonn.de

Zum Weiterlesen.



2021
Bestell-Nr. 72151



2021
Bestell-Nr. 10720



2022
Bestell-Nr. 72234



[bpb.de/
shop](https://bpb.de/shop)

ADIPOSITAS – EINE GLOBALE ERNÄHRUNGSKRISE?

Friedrich Schorb

Die Welternährung steht an einem Wendepunkt: Erstmals in der Geschichte der Menschheit gelten mehr Menschen weltweit als überernährt denn als unterernährt. Sowohl der prozentuale Anteil als auch die absolute Zahl an Menschen, deren Gewicht medizinisch als zu hoch klassifiziert wird, steigen kontinuierlich an. Das geschieht längst nicht mehr nur in reichen, sondern auch in immer mehr Schwellen- und Entwicklungsländern. Gleichzeitig verändert sich die Welternährung. Der Anteil an tierischen Fetten in den aufgenommenen Kalorien steigt ebenso an wie der Anteil an einfachen Kohlenhydraten wie Zucker und Weißmehl. Immer mehr Nahrungsmittel landen außerdem gar nicht mehr auf den Tellern beziehungsweise in den Mägen, sondern bereits vorher im Müll. Verbunden ist diese Entwicklung mit wachsenden ökologischen Belastungen. Die Landwirtschaft verbraucht den Großteil des global verfügbaren Süßwassers. Sie ist einer der größten Emittenten von klimaschädlichen Treibhausgasen und maßgeblich für das globale Artensterben verantwortlich.

Die Gleichzeitigkeit von Unterernährung, Überernährung und Klimakatastrophe hat in den vergangenen Jahren dazu geführt, dass Wissenschaftler*innen und Autor*innen zunehmend einen Zusammenhang zwischen diesen Phänomenen herstellen. Dabei betrachten sie Adipositas als Teil einer globalen Ernährungskrise. Als zentrale Ursachen für die Gleichzeitigkeit dieser Problemlagen sowie ihre wechselseitige Verstärkung werden das Verhalten der Endkonsument*innen, ihr Überkonsum und ihre Verschwendung verantwortlich gemacht. Mal mehr und mal weniger direkt wird dabei der vermeintlich größere Appetit des dickeren Teils der Weltbevölkerung problematisiert. Das Potsdamer Institut für Klimafolgenforschung hat errechnet, dass rund fünf Prozent des globalen Lebensmittelverbrauchs vermeidbar wären, wenn alle heute

als übergewichtig klassifizierten Menschen normalgewichtig wären. Dies sei ein Vielfaches der Menge, die benötigt werde, um den Kalorienbedarf der unterernährten Weltbevölkerung zu decken.⁰¹ Ähnlich argumentierte ein Expert*innenkomitee in der medizinischen Fachzeitschrift „The Lancet“ 2019 in einer Studie über die „Syndemie von Adipositas, Unterernährung und Erderwärmung“. Hier wurden nicht nur die Kosten der globalen „Adipositas-Epidemie“ mit den Kosten von Kriegen und bewaffneten Konflikten weltweit verglichen, sondern auch der höhere Bedarf an Nahrungsmitteln des dickeren Teils der Weltbevölkerung als mitverantwortlich für Nahrungsmittelknappheit und Klimawandel identifiziert.⁰²

Vor diesem Hintergrund diskutiere ich im vorliegenden Beitrag die folgenden Fragen: Wie ist Adipositas aus medizinischer Sicht definiert? Welche Ursachen werden für ein hohes Körpergewicht verantwortlich gemacht und welche Folgen werden ihm zugeschrieben? Wie wird Adipositas gemessen und welche Kritik gibt es daran? Woher kommt die Wahrnehmung von hohem Körpergewicht als einer „Epidemie“ und wie wird politisch darauf reagiert? Sind Unterernährung, Klimawandel und ein hohes Körpergewicht Teil desselben Problems? Wie wird in unserer Gesellschaft mit Mehrgewichtigkeit umgegangen und welche Folgen hat das für Betroffene?

MEDIZINISCHE DEFINITION

Adipositas ist definiert als multifaktoriell bedingte polygenetische Störung der Energieregulation, die zu lebenszeitverkürzenden Erkrankungen führen kann. Das relative Körpergewicht ist dabei nur einer von mehreren für die Diagnose relevanten Faktoren. Das bedeutet, dass Menschen mit einem relativ hohen Body Mass Index (BMI), aber ohne weitere metabolische Risiken als ge-

sund gelten, Menschen mit einem vergleichsweise niedrigen BMI, aber vielen metabolischen Risikofaktoren hingegen als krank.

Die Ursachen für Adipositas sind vielfältig. Eine entscheidende Rolle spielen die Gene, wobei nur ein geringer Anteil der Fälle nach heutigem Wissensstand monogenetisch bedingt ist, also ausschließlich aufgrund eines Defekts in einem einzelnen Gen auftritt. Hohes Körpergewicht kann, muss aber nicht mit einer vermehrten Nahrungsaufnahme einhergehen. Wenn etwa aufgrund genetischer Veranlagungen die Hunger-Sättigungs-Relation gestört ist und die Betroffenen hormonell bedingt unter Dauerhunger leiden, geht dies tatsächlich mit einer höheren Nahrungsaufnahme einher. Häufig ist ein hohes Körpergewicht aber auf einen besonders effizienten Stoffwechsel zurückzuführen, der in der Evolution einen Überlebensvorteil darstellte. In diesen Fällen nehmen dicke Menschen sogar weniger Kalorien zu sich als dünne Menschen mit ineffizientem Stoffwechsel.

Ein Teil der Fälle ist auf psychologische Ursachen zurückzuführen. Psychosoziale Probleme, negativer Stress, Schlafmangel und damit einhergehende hormonelle Störungen werden als Ursachen für eine Gewichtszunahme genannt. Manche Menschen kompensieren psychische Belastungen mit Überernährung und entwickeln Essstörungen. Als Beispiel dafür gilt das Binge-Eating-Syndrom. Betroffene leiden unter Essattacken und nehmen innerhalb kurzer Zeit hohe Kalorienmengen zu sich. Auslöser des Binge-Eating-Syndroms ist aber längst nicht immer die Kompensation negativer Gefühle, sondern häufig eine körperliche Abwehrreaktion auf den gescheiterten Versuch, mit Reduktionsdiäten Gewicht zu verlieren.

In Einzelfällen können Nebenwirkungen von Medikamenten, insbesondere Psychopharmaka, eine kurzfristige Gewichtszunahme hervorrufen. Mittlerweise weist zudem eine Vielzahl von Studien auf die Aufnahme von Mikroplastik und anderen gesundheitsschädlichen Chemikalien über Nahrung und Trinkwasser als Ursache für eine

starke Gewichtszunahme bei Menschen mit entsprechender genetischer Veranlagung hin.⁰³

Auf der Makroebene wird die Frage, wie viele Menschen von einem hohen Körpergewicht betroffen sind, durch Umweltfaktoren beeinflusst. Hierzu zählt neben dem Sonderfall schädlicher Chemikalien vor allem die Veränderung der Lebensumwelt in Bezug auf Ernährungs- und Bewegungsangebote. Die damit einhergehende Gewichtszunahme vieler Menschen wird heute als „Adipositas-Epidemie“ bezeichnet. Der Begriff impliziert nicht nur, dass die Ursachen für die Gewichtszunahme so vieler Menschen mit medizinischen und psychologischen Modellen allein nicht zufriedenstellend erklärt werden können, sondern auch, dass sie nicht länger durch isolierte Maßnahmen dieser Fachdisziplinen zu bekämpfen sind.

BODY MASS INDEX

Obwohl aus medizinischer Sicht das relative Körpergewicht nur eines von mehreren potenziellen Symptomen für Adipositas ist, bildet es in der Öffentlichkeit die alleinige Basis für die Wahrnehmung von Adipositas als globalem Gesundheitsproblem. Der BMI ist definiert durch die Formel Körpergewicht in Kilogramm geteilt durch Körpergröße in Metern zum Quadrat. Nach den weltweit gültigen Grenzwerten der WHO sind BMI-Werte unterhalb von 18,5 als Untergewicht, Werte von 18,5 bis 25 als Normalgewicht, Werte von 25 bis 30 als Übergewicht und Werte über 30 als Adipositas definiert. Aktuell gilt weltweit jeder vierte Mensch nach WHO-Definition als übergewichtig und jeder zehnte als adipös. Seit der Jahrtausendwende hat sich die Zahl der Menschen mit einem BMI von mehr als 30 verdoppelt, während die Weltbevölkerung insgesamt um weniger als ein Drittel gewachsen ist.

Der BMI wurde ursprünglich nicht zur Messung gesundheitlicher Risiken konzipiert. Sein Erfinder, der belgische Astronom und Statistiker Adolphe Quetelet, der Mitte des 19. Jahrhunderts die Soziale Physik begründete, argumentierte in seinem gleichnamigen Hauptwerk, dass soziale Phänomene wie biologische innerhalb einer Gesellschaft immer normalverteilt sei-

01 Vgl. Benjamin Leon Bodirsky et al., The Ongoing Nutrition Transition Thwarts Long-Term Targets for Food Security, Public Health and Environmental Protection, in: Scientific Reports 10/2020, <https://doi.org/10.1038/s41598-020-75213-3>.

02 Vgl. Boyd A. Swinburn et al. The Global Syndemic of Obesity, Undernutrition, and Climate Change: The Lancet Commission Report, in: The Lancet 10173/2019, S. 791–846.

03 Vgl. Philippe Grandjean et al., Weight Loss Relapse Associated With Exposure to Perfluorinated Alkylate Substances, in: Obesity 6/2023, S. 1686–1696.

en. Folglich weise jede Gesellschaft ein gewisses Maß an Suiziden, Scheidungen, unehelichen Geburten, Diebstählen und Morden auf, und unerwünschte Phänomene ließen sich weniger durch moralphilosophische Erörterungen als mithilfe statistisch belegter Kausalzusammenhänge erklären und dann gegebenenfalls auch verändern. Ein für Quetelets Arbeiten eher unbedeutendes Detail bei der Konstruktion seines *homme moyen* (Durchschnittsmenschen) war die Konzeption eines größenabhängigen Körpergewichts, das er auf Basis von Daten entwickelte, die er bei der Vermessung schottischer Rekruten gewonnen hatte.⁰⁴

Rund hundert Jahre später – die Sorge um Fett in der Nahrung und am Körper war längst zum gesellschaftlichen Dauerthema geworden – griff der US-amerikanische Ernährungswissenschaftler Ancel Keys den in Vergessenheit geratenen Quetelet-Index wieder auf und gab ihm den griffigen Namen „Body Mass Index“, allerdings zunächst noch, ohne konkrete Grenzwerte festzulegen. Zu jener Zeit orientierten sich Mediziner*innen an Faustregeln wie dem Broca-Index⁰⁵ oder arbeiteten mit Daten des größten US-amerikanischen Lebensversicherers. Die Metropolitan Life Insurance hatte zur Feststellung des Idealgewichts, das als Gewicht mit der höchsten Lebenserwartung definiert wurde, Größe-Gewichts-Tabellen veröffentlicht.⁰⁶ Diese Tabellen waren jedoch aus mehreren Gründen umstritten. Zum einen beruhten sie teilweise auf Befragungsdaten, die als chronisch unzuverlässig gelten, weil Selbstangaben oft sozial erwünscht ausfallen. Zum anderen war die Gruppe der Versicherungsnehmer*innen nicht repräsentativ für die Gesamtbevölkerung. Ethnische Minderheiten und sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen waren im Versicherungskollektiv stark unter- beziehungsweise überhaupt nicht repräsentiert. Dennoch wurden die MetLife-Daten in den 1980er Jahren zur Orien-

tierung genutzt, um erstmals universale Grenzwerte auf Basis des BMI zu etablieren. 1995 wurden diese Grenzwerte von der WHO übernommen.⁰⁷

Allerdings verwendeten die staatlichen Gesundheitsinstitute in den USA bis 1998 noch auf eigenen Daten beruhende geschlechtsspezifische BMI-Grenzwerte, und diese lagen insbesondere im Übergewichtsbereich deutlich höher als die Grenzwerte der WHO. Die Absenkung der Grenzwerte auf das internationale Niveau führte dazu, dass über Nacht mehr als 35 Millionen bis dahin als normalgewichtig eingestufte US-Amerikaner*innen für übergewichtig erklärt wurden.⁰⁸ Mit der Einführung der universalen WHO-Grenzwerte wurden zudem alle Differenzierungen nach Alter, Geschlecht, Körperbau und ethnischer Zugehörigkeit abgeschafft.

Umstritten sind die heute gültigen Grenzwerte aber vor allem deshalb, weil der BMI grundsätzlich kein geeignetes Werkzeug für die Feststellung gesundheitlicher Risiken ist. Der BMI korreliert nur mit dem Körperfettanteil, erlaubt aber keine Unterscheidung zwischen Fett und Muskelmasse. Das führt unter anderem dazu, dass zum Beispiel Kraftsportler*innen und Bodybuilder*innen fast immer einen BMI im Adipositasbereich aufweisen. Vor allem aber kann der BMI keine Aussagen über die Körperfettverteilung treffen, die für die Einschätzung gesundheitlicher Risiken entscheidend ist.

Es herrscht kein Konsens darüber, ab welchen BMI-Werten die Lebenserwartung beeinträchtigt wird. Für den Bereich des Übergewichts (BMI 25–30) und auch für die „moderate Adipositas“ (BMI 30–35) wird ein negativer Einfluss auf die Lebenserwartung gegenüber dem Normalgewicht schon länger infrage gestellt. Während für den Bereich BMI 25–30 viele Epidemiolog*innen sogar eine längere Lebenserwartung als für Menschen im Normalgewichtsbereich (BMI 18,5–24,9) konstatieren, ergeben

04 Vgl. Adolphe Quetelet, *A Treatise on Man and the Development of His Faculties. A Facsimile Reproduction of the English Translation of 1842*, Gainesville 1969.

05 Der Broca-Index definiert das Normalgewicht als die Körpergröße in Zentimetern minus 100. Das Idealgewicht liegt bei Männern 10 Prozent, bei Frauen 15 Prozent unter diesem Wert. Übergewicht ist definiert als 10 Prozent und Adipositas als 20 Prozent über dem Normalgewicht.

06 Vgl. Patrick Basham/Gio Gori/John Luik, *Diet Nation, Exposing the Obesity Crusade*, London 2006.

07 Vgl. Katherine Flegal, *How Body Size Became a Disease. A History of the Body Mass Index and Its Rise to Clinical Importance*, in: Michael Gard/Darren Powell/José Tenorio (Hrsg.), *Routledge Handbook of Critical Obesity Studies*, London 2022, Kap. 3.

08 Vgl. Robert Kuczmarski/Katherine Flegal, *Criteria for Definition of Overweight in Transition: Background and Recommendations for the United States*, in: *The American Journal of Clinical Nutrition* 5/2000, S. 1074–1081.

sich für den BMI-Bereich 30–35 keine signifikanten Veränderungen. Diese Ergebnisse haben zwar der fachlichen Überprüfung wiederholt standgehalten, umstritten sind sie dennoch. Sie würden das Gefahrenbewusstsein innerhalb der Bevölkerung für ein hohes Körpergewicht trüben, so ein häufig geäußelter Vorwurf.⁰⁹ Darüber hinaus spielen aber auch geschäftliche Interessen eine Rolle für die Dramatisierung eines geringfügig erhöhten Körpergewichts – etwa der Medizinindustrie, die Medikamente zur Gewichtsabnahme für eine möglichst große Zielgruppe anbieten will.¹⁰

NARRATIV DER „ADIPOSITAS-EPIDEMIE“

1994 stellte das US-amerikanische Gesundheitsinstitut Center for Disease Control and Prevention (CDC) einen unerwarteten Anstieg des BMI in der US-Bevölkerung fest. Everett Kopp, einst oberster Gesundheitsbeauftragter unter US-Präsident Ronald Reagan, sprach in einer Presseerklärung angesichts dieser Zahlen erstmalig im Zusammenhang mit hohem Körpergewicht von einer Epidemie. Fast zeitgleich verglich der damalige Vorsitzende der Adipositasfachgesellschaft Obesity Society, Xavier Pi-Sunyer, im Editorial einer medizinischen Fachzeitschrift den Gewichtsanstieg in den USA mit dem Ausbruch einer Infektionskrankheit. 1997 übernahm auch die WHO das Wording.¹¹

Der Begriff „Epidemie“ beschreibt den örtlich begrenzten Ausbruch einer Infektionskrankheit. Diese Definition trifft nicht auf den weitverbreiteten Gewichtsanstieg in der Bevölkerung zu. Dennoch wurde die Bezeichnung eines hohen Körpergewichts als „Epidemie“ im Kontext des „Adipositas-Epidemie“-Narrativs bald wörtlich genommen. Bereits 2003 beschrieb die WHO die weltweite Verbreitung adipositasfördernder Ernährungs- und Bewegungsmuster infolge von Veränderungen der Lebensumwelt als Risikoverhaltensweisen, die in raschem Tempo immer mehr Länder befielen und weltweit Krankheits-

muster beeinflussten.¹² Im Mittelpunkt der Analyse standen und stehen dabei bis heute auf der einen Seite der Rückgang alltäglicher Bewegung in Arbeit und Freizeit beziehungsweise bei der Bewältigung alltäglicher Wegstrecken, auf der anderen Seite eine Veränderung hin zu einer westlichen, durch Fastfood und weiterverarbeitete Lebensmittel geprägten Ernährungsweise. Für den Export dieser problematisierten Lebensweisen wurden der Siegeszug der Agrarindustrie, der Erfolg globaler Lebensmittelmultis sowie der Abbau von Handelsschranken im Zuge der Globalisierung als Hauptfaktoren identifiziert.¹³

Wie diese Beispiele zeigen, hat sich die Darstellung der „Adipositas-Epidemie“ im Laufe ihrer Problemkarriere von einer Metapher – „Adipositas verbreitet sich so schnell und hat so gravierende Folgen wie eine Epidemie“ – zu einer faktischen Gleichstellung – „Adipositas ist eine Epidemie“ – gewandelt. Und das nicht nur, weil die Folgen von Fettleibigkeit als ebenso fatal gelten wie die schwerer Infektionskrankheiten, sondern vor allem deshalb, weil ein hohes Körpergewicht als hochansteckend gilt, auch wenn die Übertragung statt durch Viren und Bakterien durch Verhaltensweisen und eine Veränderung der Lebensumwelt verursacht wird. Folgen dieser Entwicklung werden vor allem in der Zunahme von Zivilisationskrankheiten wie Diabetes Typ II, Herzkreislauf- und einigen Krebserkrankungen gesehen.

Nachdem sich die Sprachregelung von der „Adipositas-Epidemie“ und ihre wortwörtliche Auslegung etabliert hatten, waren der Fantasie bei der Beschreibung ihrer vermeintlichen Folgen bald keine Grenzen mehr gesetzt. Der oberste Gesundheitsbeauftragte unter US-Präsident George W. Bush, Richard Carmona, stellte den Anstieg des Körpergewichts als Gefahr für die nationale Sicherheit dar, die die Ereignisse des 11. September 2001 in den Schatten stelle und die Verteidigungsfähigkeit der Nation untergrabe.¹⁴ Studien in angesehenen medizinischen Fachzeitschriften prognostizierten, dass 2048 die gesamte Bevölkerung der USA übergewichtig und spätestens 2102 „krankhaft fettleibig“ (adipös) sein

⁰⁹ Vgl. Flegal (Anm. 7).

¹⁰ Vgl. Eric Oliver, *Fat Politics. The Real Story Behind America's Obesity Epidemic*, Oxford 2006.

¹¹ Vgl. Friedrich Schorb, *Die Adipositas-Epidemie als politisches Problem. Gesellschaftliche Wahrnehmung und staatliche Intervention*, Wiesbaden 2015.

¹² Vgl. WHO, *Diet, Nutrition, and the Prevention of Chronic Diseases: Report of a Joint WHO/FAO Expert Consultation*, Genf 2003.

¹³ Vgl. Friedrich Schorb, *Fat as a Neoliberal Epidemic: Analyzing Fat Bodies Through the Lens of Political Epidemiology*, in: *Fat Studies* 1/2022, S. 70–82.

¹⁴ Vgl. ders. (Anm. 11), S. 16.

werde.¹⁵ Ein Rückgang der Lebenserwartung infolge der „Adipositas-Epidemie“ wurde als ebenso unvermeidlich betrachtet wie der Zusammenbruch der Sozialsysteme.¹⁶

Heute scheint es so, als hätten sich die Prognosen zumindest zum Teil bewahrheitet: Die Zahl der hochgewichtigen Menschen ist global stark angestiegen, und auch wenn in vielen frühzeitig industrialisierten Ländern der Anteil der Bevölkerung mit einem BMI oberhalb der WHO-Grenzwerte längst nicht so schnell gewachsen ist, wie einst vorhergesagt, spricht wenig für einen Rückgang auf das Niveau vor der Jahrtausendwende. In den USA, die immer noch als Hotspot der „Adipositas-Epidemie“ gelten, ist gegenüber anderen entwickelten Ländern sogar tatsächlich ein relativer Rückgang der Lebenserwartung festzustellen: 2021 lag die Lebenserwartung der US-Amerikaner*innen mit 76 Jahren exakt so hoch wie 1996, also zum vermeintlichen Beginn der „Adipositas-Epidemie“.¹⁷

Wenn es um die Frage nach den Ursachen für dieses in Zeiten von Frieden und Wirtschaftswachstum in der jüngeren Geschichte einmalige Phänomen geht, fehlt das Stichwort „Adipositas-Epidemie“. Der US-amerikanische Sonderweg in Sachen Lebenserwartung wird heute unter dem Framing *diseases of despair* (Krankheiten der Verzweiflung) diskutiert. Darunter werden in erster Linie die Folgen von Opiatmissbrauch und Alkoholismus sowie Suizide zusammengefasst,¹⁸ also die gesundheitlichen Folgen von Armut und Perspektivlosigkeit im Zuge des ökonomischen Strukturwandels, des Rückbaus sozialstaatlicher Sicherungssysteme und der wachsenden sozialen Ungleichheit. Die Wirtschaftswissenschaftler*innen Anne Case und Angus Deaton sind der Frage nach dem Einfluss der Gewichtszunahme auf den Rückgang der Lebenserwartung in den USA nachgegangen, halten diese aber nicht für

entscheidend, da andere Länder wie Australien oder das Vereinigte Königreich trotz einer vergleichbaren Gewichtsentwicklung keinen entsprechenden Rückgang verzeichnen.¹⁹

„ADIPOSITAS-EPIDEMIE“ ALS POLITISCHES PROBLEM

Mit der Ausrufung der „Adipositas-Epidemie“ in den 1990er Jahren wurde hohes Körpergewicht verstärkt als ein Problem verstanden, aus dem sich politischer Handlungsdruck ergab. Viele der vorgeschlagenen Maßnahmen folgten dem Prinzip der Eigenverantwortung. Darunter fallen Forderungen nach einer stärkeren finanziellen Beteiligung von dicken Menschen an ihren medizinischen Behandlungskosten, um so das „richtige“ Verhalten hervorzurufen.²⁰ Ebenfalls großer Beliebtheit erfreuen sich in immer mehr Ländern Steuern auf besonders kalorien-, zucker-, salz- und fetthaltige Nahrungsmittel, die den Konsum ungesunder Produkte reduzieren sollen. Allerdings verringern sie auch das verfügbare Einkommen ebenjener Menschen, die bereits jetzt einen Großteil ihrer finanziellen Mittel für Lebensmittel ausgeben.²¹

Wesentlich seltener werden dagegen Maßnahmen gefordert, die soziale Ungleichheit beim Zugang zu einer gesundheitsförderlichen Ernährungs- und Bewegungsumwelt reduzieren könnten. Dazu zählen zum Beispiel kostenloses und hochwertiges Schulesen, verkehrsberuhigte Zonen in Wohngebieten, gut zugängliche, sichere und multifunktional nutzbare Parks für alle sowie soziale Sicherheit, die die Ursachen für psychosozialen Stress reduziert und mehr finanziellen Spielraum für arme Menschen garantiert, damit sie nicht länger an Grundnahrungsmitteln sparen müssen.²² Makrodaten der Gesundheitsökonomie legen nahe, dass solche Maßnahmen

¹⁵ Vgl. Youfa Wang et al., Will All Americans Become Overweight or Obese? Estimating the Progression and Cost of the US Obesity Epidemic, in: *Obesity* 10/2008, S. 2323–2330.

¹⁶ Vgl. Renate Künast, *Die Dickmacher*, München 2004.

¹⁷ Vgl. Tanya Lewis, The U.S. Just Lost 26 Years Worth of Progress on Life Expectancy, 17.10.2022, www.scientificamerican.com/article/the-u-s-just-lost-26-years-worth-of-progress-on-life-expectancy.

¹⁸ Vgl. Emily Brignone et al., Trend in the Diagnosis of Diseases of Despair in the United States, 2009–2018: A Retrospective Cohort Study, in: *British Medical Journal Open* 10/2020, <https://doi.org/10.1136/bmjopen-2020-037679>.

¹⁹ Vgl. Anne Case/Angus Deaton, *Deaths of Despair and the Future of Capitalism*, Princeton u. a. 2020.

²⁰ Vgl. Nikolaus Blome, Wir brauchen eine Sündenversicherung, 27.2.2023, www.spiegel.de/a-c6ca81ca-f0b4-45b7-a706-51a5ee5e9ae8.

²¹ Vgl. Friedrich Schorb, Crossroad Between the Right to Health and the Right to Be Fat, in: *Fat Studies* 2/2021, S. 160–171.

²² Wie akut das Problem ist, zeigen aktuelle Zahlen: Mehr als zwei Millionen Menschen besuchen derzeit in Deutschland regelmäßig Lebensmitteltafeln. Ein Drittel der Tafeln verhängte 2022 einen Aufnahmestopp. Vgl. www.tagesschau.de/inland/mehr-menschen-nutzen-tafeln-101.html.

durchaus erfolgversprechend wären. Wohlhabende Länder mit weniger ausgeprägter sozialer Ungleichheit weisen häufig eine höhere Lebenserwartung und niedrigere Ausgaben für das Gesundheitswesen auf als vergleichbar wohlhabende Länder mit stärker ausgeprägter sozialer Ungleichheit.²³

In der politisch-medialen Debatte stellt sich das freilich anders dar. In der Diskussion um den Rückbau des Sozialstaats Anfang der 2000er Jahre etwa wurde die Tatsache, dass arme Menschen in reichen Ländern häufiger dick sind als Wohlhabende, als Argument dafür angeführt, dass es an Geld offensichtlich nicht fehle, wohl aber an der notwendigen Eigenverantwortung.²⁴ Die Sozialkürzungen, die mit diesen Argumenten begründet wurden, waren letztendlich mitverantwortlich für den Anstieg ebenjener armutsbedingten Gesundheitsprobleme, die als *diseases of despair* bekannt geworden sind.

Globale Syndemie

Das „Adipositas-Epidemie“-Narrativ hat die Deutung von hohem Körpergewicht als einem gravierenden Gesundheitsproblem in der Bevölkerung fest verankert. Relativ neu und weniger etabliert hingegen ist die Wahrnehmung, dass hohes Körpergewicht, Welthunger und Klimawandel Phänomene sind, die sich gegenseitig beeinflussen und wechselseitig verstärken.²⁵

Von den Betroffenen werden diese Behauptungen als diskriminierend empfunden. Sie sind aber auch irreführend. Adipositas ist schlicht das falsche Symbol für Überfluss, Verschwendung und damit einhergehende negative Folgen für die Welternährung und das Weltklima. Ein hohes Körpergewicht ist heute auch in vielen Entwicklungs- und Schwellenländern kein Zeichen mehr für Reichtum, sondern für relativen Mangel. Während derzeit jeder zehnte Mensch auf der Welt unter Hunger leidet und über seine tägliche Ernährung nicht ausreichend Kalorien erhält, hat gleichzeitig jeder vierte Mensch lediglich Zugang zu einer Ernährung, die zwar meist ausreichend Kalorien, aber selten genügend Nährstoffe be-

inhaltet. Diese Form der Mangelernährung geht insbesondere dann, wenn sie auf entsprechende genetische Prägungen trifft, häufig mit einem hohen relativen Körpergewicht einher. So erklärt sich, warum Länder wie Ägypten einerseits von der UN-Ernährungshilfe unterstützt werden und andererseits eine der weltweit höchsten Raten für Übergewicht und Adipositas aufweisen. Diese Gleichzeitigkeit von Hunger und Hochgewicht innerhalb einer Gesellschaft, die oft mit einer kohlenhydratreichen, aber nährstoffarmen Mangelernährung einhergeht, wird in der Fachliteratur als *double burden* bezeichnet.²⁶

Die Tatsache, dass ein hohes Körpergewicht nicht nur in reichen, sondern zunehmend auch in ärmeren Ländern ein Symbol für relative Armut ist, während in noch ärmeren Ländern weiterhin auch Hunger und Untergewicht grassieren, lässt sich auf die immanenten Anreizsysteme eines Wirtschaftssystems zurückführen, in dem es finanziell lukrativer ist, relativ armen Menschen weiterverarbeitete, nährstoffarme und kalorienreiche Massenware zu verkaufen als noch ärmeren Menschen unverarbeitete Grundnahrungsmittel. Hunger und einer nicht notwendigerweise, aber häufig mit hohem Körpergewicht einhergehenden Mangelernährung liegen die gleichen Ursachen zugrunde: die systemisch bedingten Probleme des globalen Kapitalismus, der zwar in der Lage ist, für eine wachsende Weltbevölkerung Nahrungsmittel im Überfluss zu produzieren, aber gleichzeitig elementare Grundbedürfnisse nur dann befriedigen kann, wenn für diese auch eine adäquate Kaufkraft vorhanden ist. Nicht die dekadenten Dicken essen den Hungernden dieser Welt also etwas weg. Vielmehr herrscht ein Überfluss an Lebensmitteln, die aber extrem ungleich verteilt sind und bei deren Herstellung die Natur und das Klima mehr belastet werden, als es für eine adäquate Versorgung der Weltbevölkerung notwendig wäre.

Bulimische Ökonomie

Die gesellschaftliche Problematisierung dicker Körper kann an eine über hundert Jahre währende, kulturell tief verankerte Abneigung gegenüber dicken Menschen in der westlichen Welt an-

²³ Vgl. Richard Wilkinson/Kate Pickett, *Gleichheit ist Glück*, Berlin 2010.

²⁴ Vgl. Friedrich Schorb, *Dick, doof und arm? Die große Lüge vom Übergewicht und wer davon profitiert*, München 2009.

²⁵ Vgl. Swinburn et al. (Anm. 2); Bodirsky et al. (Anm. 1).

²⁶ Vgl. Barry Popkin/Camila Corvalan/Laurence Grummer-Strawn, *Dynamics of the Double Burden of Malnutrition and the Changing Nutrition Reality*, in: *The Lancet* 10217/2020, S. 65–74.

knüpfen. Diese wurde nicht zuletzt durch unsere medial geprägten Sehgewohnheiten beeinflusst und hat in den vergangenen Jahrzehnten über das Fernsehen und Soziale Medien einen globalen Siegeszug angetreten. Egal um welches Thema oder Genre es sich gerade handelt: Fast immer werden uns in den Medien attraktive, gesunde und erfolgreiche Menschen als schlank präsentiert und dicke Menschen als ihr Gegenteil. Mit Verweis auf das Phänomen hohes Körpergewicht lässt sich zudem die Verantwortung für eine Vielzahl von sozialen Problemen individualisieren.

Darüber hinaus bietet das „Adipositas-Epidemie“-Narrativ Potenzial für weiteres Wirtschaftswachstum. Die Soziologin Julie Guthman bezeichnet unsere gegenwärtige Konsumgesellschaft als eine „bulimische Ökonomie“.²⁷ Damit meint sie, dass Menschen einerseits permanent zum Überkonsum animiert werden, während sich andererseits aus den damit einhergehenden negativen Folgen für Mensch, Umwelt und Gesellschaft ein neues Geschäftsfeld schaffen lässt, indem die Folgen des Überkonsums durch alternativen Konsum wieder rückgängig gemacht werden: Der Workaholic wird zu Wellness animiert, um die „Batterien“ wieder aufzuladen, dem Fluggast mit schlechtem Gewissen wird die CO₂-Kompensation direkt beim Ticketkauf angeboten, und die Lightprodukte im Supermarkt stehen gleich neben den Kalorienbomben im XXL-Pack.

Die Medizinindustrie wiederum zeigt Menschen, die sich zu dick fühlen, eine individuelle Lösung auf, scheinbar unabhängig von ihrer genetischen Prägung, ihrer Lebensumwelt und ihrem jeweiligen Verhalten. Für Menschen mit hohem BMI bietet die sogenannte bariatrische Chirurgie Interventionen an, bei der das Magenvolumen durch verschiedene Eingriffe verkleinert wird. Aber auch Menschen, die sich nur ein bisschen

zu dick fühlen, werden von der Pharmaindustrie Hilfestellungen angeboten. Die neueste Generation dieser Medikamente, die auf dem Wirkstoff Semaglutid basieren und zur Behandlung von Diabetes Typ II entwickelt wurden, haben zuletzt einen regelrechten Goldrausch ausgelöst. Semaglutidpräparate werden von Prominenten wie dem Tesla-Chef Elon Musk in Sozialen Medien als Wundermittel zur Gewichtsabnahme beworben, obwohl sie für diesen Zweck bislang nicht zugelassen sind. Ihre Einnahme führt nicht nur zu einer Reihe unangenehmer Nebenwirkungen, sie können auch nicht abgesetzt werden, ohne dass eine erneute Gewichtszunahme droht.²⁸ Wer es sich leisten kann, erwirbt die Medikamente auf eigene Kosten. Diejenigen hingegen, die sie zur Behandlung ihres Diabetes Typ II dringend benötigen, gehen immer häufiger leer aus.²⁹

Maßnahmen der bariatrischen Chirurgie und Pharmazeutika zur Gewichtsreduktion bescheren zwar der Medizinindustrie hohe Umsätze, sind aber bislang gänzlich ungeeignet, einen relevanten Beitrag zur Verbesserung der Bevölkerungsgesundheit zu leisten. Zum einen sind die Abnehmerfolge oft nur temporär. Zum anderen beruhen die Probleme dicker Menschen zu einem großen Teil auf Stigmatisierungserfahrungen, die von ebenjener gesellschaftlichen Kultur hervorgerufen werden, die dafür verantwortlich ist, dass metabolisch gesunde Menschen überhaupt auf die Idee kommen, sich diesen Behandlungen auszusetzen.

Stigmatisierung und Diskriminierung – egal in welchem Bereich und aus welchen Gründen – gelten als maßgebliche Risikofaktoren für gesundheitliche Probleme. Studien zeigen, dass dicke Menschen, die Gewichtsdiskriminierung erfahren, unter größeren gesundheitlichen Problemen leiden als dicke Menschen, für die Gewichtsdiskriminierung im Alltag keine oder nur eine geringe Rolle spielt.³⁰ Zudem sind Menschen, die besonders stark unter Gewichtsdiskriminierung leiden, auch für Maßnahmen der Gesundheitsförderung weniger ansprechbar. Und so trägt letztlich das „Adipositas-Epidemie“-Narrativ selbst dazu bei, die gesundheitlichen Risiken für dicke Menschen zu verstärken.³¹

FRIEDRICH SCHORB

ist promovierter Soziologe und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich für Kulturwissenschaften der Universität Bremen.

schorb@uni-bremen.de

²⁷ Vgl. Julie Guthman, *Weighing in: Obesity, Food Justice, and the Limits of Capitalism*, Berkeley 2011, S. 181.

²⁸ Vgl. Tim Hollstein, *Semaglutid. Der Preis für das Abnehmen*, in: *Deutsches Ärzteblatt* 12/2021, A622f.

²⁹ Vgl. Jennifer Huizen/Amanda Gardner, *There's an Ozempic Shortage. Here's What Happens When You Stop Taking It*, 13. 1. 2023, www.buzzfeednews.com/article/jenniferhuizen/what-happens-stop-taking-ozempic.

³⁰ Vgl. Rebecca Pearl/Rebecca Puhl, *Weight Bias Internalization and Health: A Systematic Review*, in: *Obesity Reviews* 8/2018, S. 1141–1163.

³¹ Vgl. Zara Abrams, *The Burden of Weight Stigma*, in: *Monitor on Psychology*, March 2022, S. 53–58.

GESUNDES ESSEN MESSEN

Proteine, Kalorien und die Geschichte des Diskurses um gesunde Ernährung

Nina Mackert

Was ist gesunde Ernährung? So unterschiedlich diese Frage in der Gegenwart auch beantwortet werden mag, sehr häufig spielen dabei Zahlen eine große Rolle. Die Deutsche Gesellschaft für Ernährung etwa empfiehlt mir in ihren „individualisierten Referenzwertetabellen“ den täglichen Konsum von 2100 Kilokalorien, 30 Prozent davon aus Fett, von denen wiederum maximal 10 Prozent aus gesättigten Fettsäuren bestehen sollen. Die Proteinzufuhr, erfahre ich, sollte sich im Bereich von 0,8 Gramm pro Kilogramm Körpergewicht bewegen, und natürlich gibt es auch genaue Angaben zu Vitaminen und Mineralstoffen.⁰¹ Auch die neuesten globalen Ernährungsempfehlungen für eine „Planetary Health Diet“ – eine Ernährung, die sowohl gesund für den Menschen als auch nachhaltig für den Planeten ist – kommen quantifiziert daher. Hier wird ein Durchschnittswert von 2500 Kilokalorien am Tag angegeben, mit Gramm- und Kalorienangaben für unter anderem Vollkornprodukte, verschiedene Arten von tierischen und pflanzlichen Proteinquellen, Früchten und Milchprodukten.⁰²

Dass gesunde Ernährung in der Gegenwart oft durch Quantifizierungen ausgedrückt wird, ist nicht besonders verwunderlich. „You can’t manage what you can’t measure“, drückt eine in der Management-Literatur oft bemühte Wendung den Zeitgeist moderner Quantifizierungen aus. Historiker:innen haben die enorme Bedeutung des Messens vielfältiger Phänomene und Prozesse für die Genese moderner Ordnungen hervorgehoben. Sie haben gezeigt, wie diese Quantifizierungen spezifische Objekte des Regierens hervorbrachten – ob Bevölkerung oder Bruttosozialprodukt – und gerade auch für weltpolitische Anstrengungen eine wichtige Voraussetzung für Regulation darstellten.⁰³ Im Bereich der Ernährung ist das nicht anders.

Das moderne Konzept gesunder Ernährung ist konstitutiv mit der Idee verbunden, dass gesundes Essen gemessen werden kann und auf diese Weise körperliche und soziale Prozesse gesteuert werden können.⁰⁴ Wie ich im Folgenden am Beispiel von Proteinen und Kalorien zeigen werde, entstand das moderne Ernährungswissen im Kontext des Bedürfnisses, soziale Gemengelagen zu ordnen. Zudem war es äußerst produktiv darin, auch globale Ordnungen über Quantifizierungen versteh- und regulierbar zu machen und „Welternährung“ als Konzept hervorzubringen. Dabei trug gerade die moderne Verve des Messens dazu bei, dass Dicksein als vermeintlich kalkulier- und vermeidbares Problem in Ungnade fiel.

MODERNES ERNÄHRUNGSWISSEN UND DIE SOZIALE FRAGE

Entscheidende Weichen für das, was wir heute unter gesundem Essen verstehen, wurden im 19. und frühen 20. Jahrhundert gestellt. In diesem Zeitraum entstand das moderne Konzept von Ernährung, das auf die Funktion bestimmter Nahrungsbestandteile im menschlichen Körper fokussiert ist.⁰⁵ In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts klassifizierten Chemiker die Makronährstoffe, also Kohlenhydrate, Fette und Proteine. Insbesondere Justus Liebig erlangte Einfluss mit seiner Theorie, dass Kohlenhydrate und Fette für die Wärmeproduktion von Körpern verantwortlich seien, während sich deren Muskelkraft aus Proteinen speise.⁰⁶ Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Ernährungsforschung, noch ganz Domäne der Chemie, primär von diesem Konzept des Stoffwechsels geprägt. Ernährung wurde erstmals als Prozess quantifizierbar, indem ein präzise gemessener

Nahrungsinput ins Verhältnis zu einem stofflichen Output – etwa Kohlenstoff und Stickstoff in den menschlichen Ausscheidungen – gesetzt wurde. In den 1880er Jahren forderte die Kalorienforschung das Stoffparadigma heraus und konzeptionalisierte Ernährung als „Kraftwechsel“ menschlicher Motoren, die den Energiegehalt von Nahrung in Wärme und Arbeit umsetzten. Mit seinem Isodynamiegesetz wandte der Physiologe Max Rubner den thermodynamischen Energieerhaltungssatz auf Ernährung an und zeigte, dass alle Nahrungsmittel als Energielieferanten austauschbar sind.⁰⁷

Die Entstehung modernen Ernährungswissens wurde indes nicht nur von neuen, zunehmend experimentellen Methoden in der Chemie und einem Interesse am Nachweis thermodynamischer Prinzipien, sondern gleichzeitig auch von einem gewachsenen Interesse an der Ernährung und Gesundheit der Bevölkerung ermöglicht. Sie war Teil der biopolitischen Entdeckung und Verwissenschaftlichung von Körpern und Populationen, die diese seit dem späteren 18. Jahrhundert zu zentralen Objekten politischer Steuerung machten.⁰⁸ Wenn Körper in der Physiologie oder Arbeitswissenschaft ergründet und vermessen wurden oder Statistiker Geburts- und Sterberaten erstellten, machte dieses Wissen das Soziale erfass- und

mithin regierbar.⁰⁹ Die Produktivität dieses Wissens für die Ordnung westlicher Gesellschaften zum *fin de siècle* war immens. Konzepte von Stoffwechselbilanzen und menschlichen Motoren waren äußerst anschlussfähig in einer Ära, in der mehrere Wellen der Industrialisierung einer kapitalistischen Ökonomie Fragen nach der Sicherung und Steigerung menschlicher Produktivität aufwarfen.¹⁰ So wie es zeitgenössische Prinzipien des *scientific management* für Fabrikordnungen und Haushalte vorsahen, konnte nun auch in körperliche Prozesse und menschliche Produktivität eingegriffen werden. Das neue, quantifizierte Ernährungswissen versprach, leistungsfähigere Arbeitskräfte kostengünstiger zu ernähren, und bot damit auch neue Antworten auf ein besonders drängendes Problem der Zeit: die soziale Frage.¹¹

Ob in Subsistenzunruhen oder in den erstarkenden Arbeiter:innenbewegungen in Europa und den USA: Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Frage von Hunger und Mangelernährung als Frage von zunehmender gesellschaftlicher Sprengkraft artikuliert. Zahlreiche Akteur:innen aus Politik, Industrie und den Gewerkschaften stritten darum, welche Löhne es brauche, damit die Arbeitenden sich ausreichend ernähren konnten.¹² Die Ernährungswissenschaft antwortete auf diesen Problemdruck ganz direkt, wie der Fall der Kalorie zeigt, und nicht zufällig war die grundlegende Finanzierung der kalorimetrischen Experimente auf beiden Seiten des Atlantiks an de-

01 Siehe www.dge.de/wissenschaft/referenzwerte-tool.

02 Vgl. Walter Willett et al., Food in the Anthropocene: The EAT–Lancet Commission on Healthy Diets from Sustainable Food Systems, in: The Lancet 10170/2019, S. 447–492.

03 Vgl. Michel Foucault, Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesungen am Collège de France 1977/1978, Frankfurt/M. 2004; Daniel Speich Chassé, Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie, Göttingen 2013.

04 Vgl. Elizabeth Neswald/David S. Smith/Ulrike Thoms (Hrsg.), Setting Nutritional Standards. Theory, Policies, Practices, Rochester 2017; Nina Mackert, Eat Your Way to Health: A History of Ability in the Progressive Era, in: Journal of American Studies 2/2023, S. 154–177.

05 Vgl. Barbara Orland, The Invention of Nutrients. William Prout, Digestion and Alimentary Substances in the 1820s, in: Food & History 8/2010, S. 149–168; Neswald/Smith/Thoms (Anm. 4).

06 Vgl. Kenneth J. Carpenter, Protein and Energy. A Study of Changing Ideas in Nutrition, Cambridge 1994.

07 Vgl. Anson Rabinbach, The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity, Berkeley 1992, S. 66f.

08 Vgl. Michel Foucault, Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M. 2006; Corinna Treitel, Max Rubner and the Biopolitics of Rational Nutrition, in: Central European History 1/2008, S. 1–25.

09 Vgl. Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 2/1996, S. 165–193; Philipp Sarasin/Jakob Tanner (Hrsg.), Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1998.

10 Vgl. Sarasin/Tanner (Anm. 9); Nina Mackert, Feeding Productive Bodies: Calories, Nutritional Values, and Ability in the Progressive-Era US, in: Peter-Paul Banziger/Mischa Suter (Hrsg.), Histories of Productivity: Genealogical Perspectives on the Body and Modern Economy, New York 2016, S. 17–35.

11 Vgl. Naomi Aronson, Nutrition as a Social Problem: A Case Study of Entrepreneurial Strategy in Science, in: Social Problems 29/1982, S. 474–487; Jakob Tanner, Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890–1950, Zürich 1999.

12 Vgl. Manfred Gailus, Contentious Food Politics. Sozialer Protest, Märkte und Zivilgesellschaft (18.–20. Jahrhundert), Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Discussion Paper 504/2004; Lawrence B. Glickmann, A Living Wage. American Workers and the Making of Consumer Society, Ithaca-London 1997.

ren praktische Bedeutung für die soziale Frage geknüpft.¹³ Die Kalorie machte es nämlich möglich, die Versorgungslage der Arbeitenden aus wissenschaftlicher Perspektive vermeintlich objektiv zu messen. In zahlreichen Ernährungsstudien untersuchten Forscher:innen in Europa und Nordamerika ab den 1880er Jahren, für welche Lebensmittel Arbeiter:innen ihr knappes Budget ausgaben, und analysierten dann Nährstoff- und Kaloriengehalt sowie den Preis der Speisen. Mit dem Konzept des „Nährgeldwertes“ – in den USA: „pecuniary economy of food“ – bewerteten die Forschenden die gekauften Lebensmittel und die Kaufentscheidungen in Arbeiter:innenfamilien anhand des Verhältnisses von Kalorien und Kosten: Welche Speisen lieferten die meisten Kalorien zum günstigsten Preis?¹⁴ Nicht selten kamen sie dabei zu dem Schluss, dass diese Familien genug Geld für ausreichend Kalorien hätten, wenn sie günstige, kalorienreiche Lebensmittel und preiswerte Proteine kaufen würden. Mangelernährung, so konnten Industrielle und Ernährungswissenschaftler:innen nun argumentieren, sei keine Frage zu geringer Löhne und „wahre[r] Armut“, wie es Max Rubner formulierte, sondern Resultat von Unwissen und schlechten Wirtschaftens.¹⁵ Mit Hilfe der Kalorie ließ sich dies in den Augen der Ernährungsforscher:innen nicht nur unzweifelhaft messen, sondern sie konnte auch eingesetzt werden, um den Familien beizubringen, sparsamer einzukaufen. Haferflocken und Bohnen statt Gemüse und Fleisch – mit diesen Empfehlungen suggerierten sie, dass Arbeiter:innen keine höheren Löhne brauchten, sondern schlicht ihre Haushaltsführung optimieren mussten.¹⁶

13 Vgl. Aronson (Anm. 11), S. 474; Treitel (Anm. 8), S. 11.

14 Vgl. Joseph König, *Procentische Zusammensetzung und Nährgeldwerth der menschlichen Nahrungsmittel nebst Kostrationen und Verdaulichkeit einiger Nahrungsmittel*, Berlin 1882; Wilbur O. Atwater, *The Pecuniary Economy of Food: The Chemistry of Food and Nutrition V.*, in: *The Century Magazine* 35/1888, S. 437–446.

15 Max Rubner, *Volksernährungsfragen*, Leipzig 1908, S. 104. Vgl. Wilbur O. Atwater/Charles D. Woods, *Dietary Studies in New York City in 1895 and 1896*, Bulletin No. 46 of the U.S. Department of Agriculture, Office of Experiment Stations, Washington, D.C. 1898.

16 Vgl. Elizabeth R. Neswald, *Kapitalistische Kalorien. Energie und Ernährungsökonomien um die Jahrhundertwende*, in: Barbara Gronau (Hrsg.), *Szenarien der Energie. Zur Ästhetik und Wissenschaft des Immateriellen*, Bielefeld 2013, S. 87–108; Nina Mackert, *Work, Burn, Eat: Abilities of Calorimetric Bodies in the USA, 1890–1930*, in: *Rethinking History* 2/2019, S. 189–209.

GLOBALES ORDNEN ÜBER ERNÄHRUNGSWISSEN

Die Quantifizierung von Makronährstoffen und Kalorien erlaubte es erstmals, die Ernährungsweisen verschiedener Populationen miteinander zu vergleichen. Wissenschaftler:innen und Politiker nutzten dies sogleich mit Blick auf die Ernährungsweisen verschiedener „Völker“, „Nationen“ und „Rassen“.¹⁷ Daran wird deutlich, wie eng und rege die Wechselwirkung zwischen der Ernährungswissenschaft und den Politiken des globalen Ordners um die Jahrhundertwende war. Im frühen 20. Jahrhundert stritten Wissenschaftler:innen unter anderem um den Proteinbedarf gesunder und leistungsfähiger Körper.¹⁸ In den Auseinandersetzungen ging es nicht nur darum, ob tierische oder pflanzliche Proteine die Leistungsfähigkeit von Menschen bestmöglich sichern – hier waren bereits die Grundzüge gegenwärtiger Debatten um vegetarische Ernährung angelegt.¹⁹ Gerade auch die genauen Zahlen täglicher Proteinbedarfe waren kontrovers. Bis dato waren die Zahlen des Physiologen Carl Voit, der den Eiweißbedarf eines erwachsenen Arbeiters auf 118 Gramm tierisches Protein täglich bezifferte, Standard gewesen. Nun gerieten diese vor dem Hintergrund eugenischer Ängste und eines neuen Interesses an Minimalbedarfen unter Druck. Der Chemiker Russell Chittenden etwa empfahl nur rund halb so viel Protein wie Voit – eine Zahl, die eher an heutige Standards herankommt. Er war davon überzeugt, dass zu viel Protein nicht nur ökonomisch verschwenderisch sei, sondern auch Gesundheit und Leistungsfähigkeit der „menschlichen Rasse“ einschränke, indem es eine Belastung von Leber, Nieren und Muskelfunktion nach sich ziehe.²⁰

Wie sehr Chittendens Intervention als Herausforderung westlich-weißer Hegemonie verstanden wurde, zeigt eine Rede des Mediziners James Crichton-Browne, die 1908 in der „New York Times“ veröffentlicht wurde. Crichton-Browne kritisierte scharf, was er für „übertriebene Sparsamkeit“ in Ernährungsfragen hielt, und setzte

17 Vgl. Joël Glasman, *Humanitarianism and the Quantification of Human Needs. Minimal Humanity*, London 2019.

18 Vgl. Treitel (Anm. 8), S. 12.

19 Vgl. Laura-Elena Keck, *Fleischkonsum und Leistungskörper in Deutschland 1850–1914*, Göttingen 2023.

20 Vgl. Russell H. Chittenden, *Physiological Economy in Nutrition*, New York 1904, S. 455–470; Carpenter (Anm. 6), S. 100–118.

dies in Bezug zu globalen Hegemonien. Alle „erfolgreichen Rassen und (...) Klassen“ zeichneten sich durch einen Konsum von tierischem Protein aus, der „weit über den Chittenden-Standard hinausgeht“.²¹ Crichton-Browne arbeitete sich nicht nur an den Zahlen ab, sondern attackierte auch zeitgenössische Empfehlungen einer pflanzenbasierten Diät, die Chittenden mit seiner Empfehlung einer proteinarmen Ernährung beförderte hatte. Tatsächlich ging es Crichton-Browne explizit um Fleisch: Er sah eine „eindeutige Relation“ von Fleischkonsum und „rassischem Erfolg“ und veranschaulichte diese mit Verweis auf einen „erstaunlichen Aufstieg“ Japans, seitdem die dortigen „wohlhabenden Klassen“ deutlich mehr tierische Proteine konsumierten.²² Fleisch war zeitgenössisch bereits mit Männlichkeit verknüpft, und dessen uneingeschränkter Konsum galt als Privileg oberer Schichten.²³ Nun erklärte Crichton-Browne eine Kausalität von unbeschränktem Fleischkonsum und „rassischem“ Erfolg zum evolutionären „Gesetz“ – nicht ohne den zeitypischen Verweis auf Charles Darwin.²⁴

Zur Hochzeit des Kolonialismus waren solche Erklärungen äußerst produktiv, schienen sie doch die globale Hegemonie der weißen, westlichen Bourgeoisie noch folgerichtiger und objektiv überprüf-, weil sogar bezifferbar zu machen. Der Ökonom und spätere italienische Ministerpräsident Francesco Nitti hatte bereits 1896 die britische Kolonisation Indiens auf diese Weise erklärt: „Wenn wir sehen, wie ein paar Zehntausend wohlgenährte englische Fleischfresser hundert Millionen Hindus unterwerfen, verstehen wir sofort, dass dieses Phänomen genau dieselbe Grundlage hat wie in der Tierwelt, wo die Fleischfresser die Herren und die Pflanzenfresser die Sklaven sind.“²⁵

Nittis Einlassungen zeigen überdies, dass auch das Kalorienwissen dazu beitrug, globale Differenzen und Hegemonien zu verhandeln. Die Verknüpfung von Kalorienkonsum und Arbeitsproduktivität im thermodynamischen Modell von Ernährung ließ es zu, dass von einem Faktor Rückschlüsse auf den anderen gezogen werden konnten.²⁶ Nitti zeigte sich in diesem Zusammenhang beeindruckt von Berechnungen, mit denen sich die „Arbeitskraft, die Individuen und Nationen entwickeln können“, auf Grundlage ihrer Ernährung bestimmen lasse. Zwar räumte er ein, dass es große individuelle Differenzen zwischen Arbeitenden gebe, bestand aber darauf, dass sich über den täglichen Kalorienkonsum „einfach“ berechnen lasse, wie viel Arbeit – Kalorien übersetzt in „Kilogramm“ oder „Fuß-Pfunde“ – diese leisten konnten.²⁷ Ein solches Verständnis einer Äquivalenzbeziehung von Energieaufnahme, Leistungsfähigkeit und globaler Stellung war wirksam in zeitgenössischen Rankings des Kalorienkonsums unterschiedlicher Nationen und Gruppen. Ernährungswissenschaftliche Studien evaluierten nicht nur den Kalorien- und Nährstoffkonsum von US-amerikanischen und europäischen Populationen, sie verglichen diese auch mit Erhebungen, die Ethnograf:innen und Missionar:innen in anderen Teilen der Welt gemacht hatten.²⁸

1908, im gleichen Jahr wie Crichton-Brownes Rede, veröffentlichte der Chemiker Charles Langworthy vom US-Landwirtschaftsministerium eine Tabelle, in der er Daten zum Kalorienkonsum von Amerikaner:innen, Europäer:innen und „anderen“ zusammenführte. An der Spitze der Tabelle thronten die US-amerikanischen weißen „Handwerker“ (*artisans*) mit einem Konsum von 6485 Kilokalorien täglich – eine deutlich höhere Zahl als die der europäischen „Arbeiter“ (*working men* oder *laborers*), die sich im Gros zwischen 3000 und 4500 Kilokalorien bewegten.²⁹ Bereits 13 Jahre zuvor hatte Langwor-

21 Sir James Crichton-Brown [sic], Parsimony in Nutrition, in: New York Times, 23. 8. 1908, S. SM8. Vgl. Nina Mackert, „I want to be a fat man/and with the fat men stand“. US-Amerikanische Fat Men's Clubs und die Bedeutungen von Körperfett in den Dekaden um 1900, in: Body Politics 2/2014, S. 215–243, hier S. 228f.

22 Crichton-Brown (Anm. 21).

23 Vgl. Ole Fischer, Männlichkeit und Fleischkonsum – Historische Annäherungen an eine gegenwärtige Gesundheitsthematik/Masculinity and Meat Consumption – Historical Approaches to a Current Health Issue, in: Medizinhistorisches Journal 1–2/2015, S. 42–65.

24 Crichton-Brown (Anm. 21).

25 Francesco S. Nitti, The Food and Labour-Power of Nations, in: The Economic Journal 21/1896, S. 30–63, hier S. 31.

26 Vgl. zum Folgenden Nick Cullather, The Foreign Policy of the Calorie, in: The American Historical Review 2/2007, S. 337–364; Mackert (Anm. 16), S. 195ff.

27 Nitti (Anm. 25), S. 33f.

28 Vgl. Elizabeth Neswald, Nutritional Knowledge between the Lab and the Field. The Search for Dietary Norms in the Late Nineteenth and Early Twentieth Centuries, in: dies./Smith/Thoms (Anm. 4), S. 29–51.

29 Charles F. Langworthy, Food and Diet in the United States, in: Yearbook of the United States Department of Agriculture, 1907, Washington, D.C. 1908, S. 361–378, hier S. 366f.

thys ehemaliger Chef Wilbur Atwater eine ähnliche Differenz als Beleg dafür beschrieben, dass amerikanische Arbeiter:innen leistungsfähiger waren, weil sie eine „stärker gebaute Maschine und mehr Treibstoff [hätten], um diese zu betreiben“.³⁰ Nun nutzte Langworthy solche Narrative unterschiedlicher energetischer Versorgung und Leistungsfähigkeit, um amerikanische Arbeiter:innen nicht nur von europäischen, sondern auch von Arbeiter:innen etwa aus dem Kongo, Ägypten und den Philippinen abzugrenzen, denen der Konsum von durchschnittlich 2800 Kilokalorien pro Tag zugeschrieben wurde.³¹ Ähnliche Tabellen zirkulierten schon eine Weile in Schriften von Chemiker:innen und Ökonom:innen und setzten die Ergebnisse von Ernährungsstudien in Aussagen über „zivilisatorischen“ Fortschritt und vermeintlich überlegene weiße Leistungsfähigkeit und westliche Nationen um.³² Ein niedrigerer Kalorienkonsum wurde zeitgenössisch als Verweis auf eine niedrigere Leistung begriffen.

So normativ diese Berechnungen mithin auch waren: Gleichzeitig muss betont werden, dass das neue, quantifizierte Ernährungswissen gerade über sein Versprechen der Vergleichbarkeit das Projekt Welternährung erst möglich machte. Nahrung wurde nun als Kalorienvorrat oder Eiweißmangel mess- und begreifbar und dadurch die enorme Varietät globaler Ernährungsweisen übersetzbar in scheinbar objektive Berechnungen von Versorgungslagen.³³ Auf diese Weise wurde (gesunde) Ernährung zu einer prinzipiell politisch handhabbaren Ressource, die einen neuen Internationalismus beförderte, weil sie ein globales Krisenmanagement ermöglichte und erforderte. Dies sollte die Erfahrung des Hungerns und der transnationalen Nahrungsmittelhilfe im und nach dem Ersten Weltkrieg für Zeitgenoss:innen bestätigen.³⁴

30 Wilbur O. Atwater, *Methods and Results of Investigations of the Chemistry and Economy of Food*, Washington, D. C. 1895, S. 212.

31 Vgl. Langworthy (Anm. 29), S. 367.

32 Vgl. z. B. Nitti (Anm. 25).

33 Vgl. Nick Cullather, *Hungry World. America's Cold War Battle against Poverty in Asia*, Cambridge 2010; Glasman (Anm. 17).

34 Vgl. Frank Trentmann, *Coping with Shortage. The Problem of Food Security and Global Visions of Coordination, c. 1890s–1950*, in: ders./Flemming Just (Hrsg.), *Food and Conflict in the Age of the Two World Wars*, Basingstoke 2006, S. 13–47. Vgl. auch den Beitrag von Heike Wieters in diesem Heft.

Äquivalenzen von Ernährung und Arbeitskraft machten es außerdem möglich, das Gebot der Sparsamkeit in Arbeiter:innenhaushalten zu konterkarieren, indem höhere Löhne als Garant individueller und nationaler Leistungssteigerungen firmierten. Nitti wandte die Erkenntnisse der Ernährungswissenschaft auf die politische Ökonomie an, um sich in die Tradition von Ökonom:innen zu stellen, für die „hohe Löhne“ statt strenger Entsagungen zu globaler Überlegenheit führten.³⁵ Er rückte nicht individuelle Moral, sondern Verteilungsfragen in den Vordergrund und stellte in Aussicht, dass der auch körperliche „Gegensatz (...) von reich und arm“ schlicht der Effekt ihres unterschiedlichen Zugriffs auf Nahrung sei.³⁶ Neben Klassengrenzen wurden hier auch zumindest potenziell zeitgenössische „Rassengrenzen“ destabilisiert. Durch eine ausreichende und gesunde Ernährung, so suggerierten es Nittis und Langworthys Erklärungen, ließen sich auch „natürliche“ Tendenzen korrigieren und aus Kraftlosigkeit Arbeitskraft generieren. Die Idee, dass alle Körper in gleichem Maße menschliche Motoren seien, die Nahrungsenergie und Proteine verwerten, und dass sich auch die „fremdeste“ Nahrung in Kalorien und Makronährstoffe übersetzen lasse, forderte die Vorstellung gänzlich verschiedener „Rassen“ und naturalisierter Ordnungen heraus.³⁷

DICKSEIN ALS NEUES PROBLEM

Das neue Wissen um Proteine und Kalorien war noch in anderer Hinsicht folgenreich für bis in die Gegenwart einflussreiche Diskurse und Praktiken um gesunde Ernährung. Die Quantifizierungsbestrebungen der Ernährungswissenschaft trugen um die Jahrhundertwende dazu bei, Schlankheit als neue körperliche Norm zu etablieren, indem sie Körpergewicht als individuell zu kalkulierende und zu bearbeitende Größe erscheinen ließen. Zu diesem Zeitpunkt war nicht nur das Kalorienzählen recht neu, auch Dicksein war als Problem, dem man durch Diäten begegnen sollte, erst seit Kurzem auf die Agenda eines weißen Bürgertums getreten.³⁸ Zwar hat die medizinische Kategorie

35 Nitti (Anm. 25), S. 32.

36 Ebd., S. 60.

37 Ebd., S. 44. Vgl. auch Mackert (Anm. 16), S. 196.

38 Vgl. Mackert (Anm. 21).

„Adipositas“ eine längere Geschichte, aber bis ins späte 19. Jahrhundert hatte sie keinen Einfluss darauf, wie die meisten Menschen ihren Lebensstil oder ihren Körper verstanden.³⁹ Die zahlreichen Ernährungsempfehlungen, die noch im Laufe des 19. Jahrhunderts individuelle Handreichungen für ein gesünderes Leben versprachen, zielten in den seltensten Fällen auf eine Veränderung des Körpergewichts. Zum einen hatte Dicksein in dieser Zeit auch deutlich positive Konnotationen und konnte für Wohlstand und durchaus auch Gesundheit stehen. Zum anderen dominierte noch ein idiosynkratisches Körperverständnis, in dem Körperform und -zustand von einer komplexen Gemengelage bestimmt und nicht als überindividuell standardisier- und regulierbar galten.⁴⁰

Dies änderte sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Auf beiden Seiten des Atlantiks häuften sich die Diät ratgeber, die dem Fett den Kampf ansagten, und es entstand ein Markt für Abnehmprodukte wie Pillen, Salben und Bürsten.⁴¹ Dieser Wandel hatte auch damit zu tun, dass in jenen Dekaden in den meisten westlichen Gesellschaften eine chronische Mangelernährung breiter Teile der Gesellschaft überwunden wurde und die zeitgenössischen Problemnarrative zunehmend um die Gefahren des Überflusses kreisten.⁴² In den USA etwa reihte sich die Angst vor Fett nahtlos ein in die Sorge vor einer Verweichlichung weißer Männer, die angesichts steigenden Wohlstands nicht mehr zu harter Arbeit und Landesverteidigung in der Lage schienen.⁴³ Gleichzeitig wurde die zunehmende Problematik von Dicksein durch die Verwissenschaftlichung und Quantifizierung von Körpern und Ernährung möglich und befördert, die nicht nur überindividuelles Wissen über „normale“ Körper

und die „richtige“ Ernährung mit sich brachten, sondern auch das neue Versprechen, dass Individuen durch eigene Anstrengung ihr Körpergewicht kontrollieren und so einem gesellschaftlichen Stigma entgehen konnten.⁴⁴

Dieses Versprechen stand im Vordergrund der neuen Ratgeber, mit denen sich das Kalorien zählen – bis dato auf Fragen von Hungerbekämpfung und institutionellem Management beschränkt – ab den späten 1910er Jahren seinen bis heute festen Platz in der Abnehmliteratur eroberte. Sie verkauften sich massenhaft, indem sie ihren Leser:innen versprachen, dass Körpergewicht kein Schicksal war, sondern mit einer wissenschaftlich fundierten Methode reguliert werden konnte. Abnehmen sei eine „einfache mathematische“ Berechnung, schrieb etwa der Diätarzt Robert Rose 1916 auf Grundlage des thermodynamischen In- und Output-Modells der Kalorie, und seine Kollegin Lulu Hunt Peters versprach ihren Leser:innen, dass sie ganz sicher 96 Pfund im Jahr abnehmen würden, wenn sie pro Tag 1000 Kilokalorien einsparten. Niemand müsse mehr daran „scheitern“ abzunehmen, suggerierten diese Texte, solange man sich an diese „intelligente“ Methode halte.⁴⁵

Aus dem kalorischen Abnahmeversprechen wurde damit aber gleichzeitig eine Pflicht. Peters selbst rasonierte, dass Dicksein durch das neue Ernährungswissen zu einer „Schande“ werde, weil das Individuum nun mit dem Wissen ausgestattet sei, wie es schlank werden und bleiben konnte.⁴⁶ Wenn das eigene Körpergewicht durch informierte Selbstkontrolle, Disziplin und Mäßigung reguliert werden konnte, schien Dicksein auf eine Vernachlässigung ebendieser bürgerlichen Werte und Pflichten hinzuweisen. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich der Abnehmdiskurs nicht nur als Teil einer biopolitischen Logik der Produktion gesunder Körper und Bevölkerungen, sondern auch als Ort, an dem die Zugehörigkeit zu einer

³⁹ Vgl. Sander L. Gilman, *Obesity: The Biography*, Oxford 2010.

⁴⁰ Vgl. Hillel Schwartz, *Never Satisfied: A Cultural History of Diets, Fantasies, and Fat*, New York 1986; Elizabeth Williams, *Appetite and Its Discontents: Science, Medicine, and the Urge to Eat, 1750–1950*, Chicago 2020.

⁴¹ Vgl. Amy Farrell, *Fat Shame: Stigma and the Fat Body in American Culture*, New York 2011; Schwartz (Anm. 40); Sabine Merta, *Wege und Irrwege zum modernen Schlankheitskult. Diätetik und Körperkultur als Suche nach neuen Lebensstilformen 1880–1930*, Stuttgart 2003.

⁴² Vgl. Peter Stearns, *Fat History. Bodies and Beauty in the Modern West*, New York 2012.

⁴³ Vgl. Jürgen Martschukat, *Das Zeitalter der Fitness. Wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde*, Frankfurt/M. 2019.

⁴⁴ Vgl. zum Folgenden Mackert (Anm. 4).

⁴⁵ Robert H. Rose, *Eat Your Way to Health. A Scientific System of Weight Control*, New York 1924 [1916], S. 51, S. 108; Lulu Hunt Peters, *Diet and Health with Key to the Calories*, Chicago 1919 [1918], S. 28.

⁴⁶ Lulu Hunt Peters, *A Disgrace to Be Fat*, in: *Los Angeles Times*, 30. 4. 1922, S. III23. Vgl. auch Nina Mackert, „Nature Always Counts“: Kalorien zählen als Vorsorgetechnik in den USA des frühen 20. Jahrhunderts, in: Nicolai Hannig/Malte Thießen (Hrsg.), *Vorsorgen in der Moderne: Akteure, Räume und Praktiken*, Berlin 2017, S. 213–231.

liberalen Ordnung verhandelt wurde.⁴⁷ Die Frage, welche Individuen und Gruppen ihre Körper und Gelüste kontrollieren können (und wollen), führt ins Herz nicht nur liberaler Gesellschaften und ihrer Ein- und Ausschlüsse, sondern auch von globalen Auseinandersetzungen um eine „Adipositas-Krise“, die nicht selten als Krise liberaler Freiheiten behandelt wird.⁴⁸

SCHLUSS

Die Genese von quantifiziertem Wissen über gesunde Ernährung ab dem 19. Jahrhundert war also überaus produktiv für Aushandlungen moderner Ordnungen. Das Wissen um Proteine und Kalorien bot neue Antworten auf drängende Probleme des Industriekapitalismus und ermöglichte es im frühen 20. Jahrhundert erstmals, Ernährung als

globales Problem zu bearbeiten, weil es die Ernährungsweisen unterschiedlicher Populationen mess- und vergleichbar machte. Auseinandersetzungen über „richtige“ und „gesunde“ Ernährung bildeten ein Terrain, auf dem anhand von Protein- und Kalorientabellen über globale Hegemonien gestritten wurde. Gleichzeitig veränderten diese Quantifizierungsbemühungen den Blick auf Körper und beeinflussten die Herausbildung körperlicher Normen. So trugen sie zu einem Bedeutungswandel des Dickseins bei, indem sie das Körpergewicht als von kompetenten Individuen kalkulierbar und kontrollierbar erscheinen ließen und Dicksein somit als Vernachlässigung bürgerlicher Pflichten markierten. Der Diskurs um gesunde Ernährung und gesunde Körper, so zeigt sich, hat nicht nur mit ernährungswissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern ebenso mit den Funktionsweisen liberaler Ordnungen zu tun.

⁴⁷ Martschukat (Anm. 43).

⁴⁸ Vgl. Abby Wilkerson, „Obesity“, the Transnational Plate, and the Thin Contract, in: *Radical Philosophy Review* 1/2010, S. 43–67; Nina Mackert/Caroline Meier zu Biesen, Globesity, in: Anja Herrmann et al. (Hrsg.), *Fat Studies. Ein Glossar*, Bielefeld 2022, S. 133 ff. Vgl. auch den Artikel von Friedrich Schorb in diesem Heft.

NINA MACKERT

ist promovierte Historikerin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin im „Leipzig Lab – Global Health“ der Universität Leipzig.

nina.mackert@uni-leipzig.de

Der APuZ-Podcast

Ein Thema, 30 Minuten,
jeden 1. Mittwoch im Monat



VON WISSEN, VERTRAUEN UND ERNÄHRUNGSUMWELTEN

Gesellschaft und Bildung für nachhaltige Ernährung

Antje Risius

Ernährung gilt als eines der Kernthemen für die Transformation hin zu einer „nachhaltigen Gesellschaft“.⁰¹ Ernährung ist ein Querschnittsthema; sie betrifft mehrere Bereiche direkt und ist indirekt mit allen Sustainable Development Goals der Vereinten Nationen (SDGs) verbunden. Ziehen wir beispielsweise das SDG-12 „Verantwortungsvoller Konsum und Produktion“ heran: Die heutige Lebensmittelversorgungskette verursacht 13,7 Milliarden Tonnen CO₂-Äquivalente, das entspricht 26 Prozent der anthropogenen Treibhausgasemissionen. Weiter verursacht die Nahrungsmittelproduktion etwa 32 Prozent der globalen Bodenversauerung und etwa 78 Prozent der Eutrophierung von Gewässern. Diese Emissionen verändern die Artenzusammensetzung der natürlichen Ökosysteme grundlegend und können die biologische Vielfalt sowie Widerstandsfähigkeit verringern.⁰² Da die Primärproduktion des Lebensmittelsektors meist im natürlichen Umfeld stattfindet, stellen nicht-nachhaltige Praktiken auch eine Gefahr für die langfristige Sicherstellung des Lebensmittelangebots dar. Nachhaltige Praktiken zur Produktion von Lebensmitteln hingegen bergen die Chance, auch positiv auf die Regeneration der natürlichen Umwelt zu wirken und die planetaren Grenzen nicht noch weiter zu strapazieren.

Auch aus der Definition der UN Food and Agriculture Organization (FAO) von nachhaltiger Ernährung wird die Vielschichtigkeit und Relevanz der Thematik für eine nachhaltige Entwicklung deutlich: „Nachhaltige Ernährung hat geringe Auswirkungen auf die Umwelt, trägt zur Lebensmittel- und Ernährungssicherheit bei und ermöglicht heutigen und künftigen Generationen ein gesundes Leben.“ Weiterhin „schützt und respektiert nachhaltige Ernährung die biologische Vielfalt sowie die Ökosysteme, ist kulturell angemessen, verfügbar, wirtschaftlich gerecht und erschwinglich, ernährungsphysiologisch angemessen,

sicher und gesund und verbessert gleichzeitig die natürlichen und menschlichen Lebensgrundlagen.“⁰³ Nachhaltige Ernährung betrifft also nicht nur Entscheidungen von Einzelnen, sondern uns alle als Gesellschaft.

In diesem Beitrag möchte ich einen Blick auf die Frage werfen, warum selbst wir in Deutschland, als eine Gesellschaft der „Luxushemisphäre“, den Weg zu einem nachhaltigen Alltagsbewusstsein speziell für den Bereich der Ernährung noch nicht geschafft haben. Dabei möchte ich darstellen, welche Chancen in der gemeinsamen Betrachtung von (gesellschaftlichen) Umwelten sowie in Bildung und Kommunikation liegen, um Umsetzungsmöglichkeiten im Kleinen wie im Großen zu reflektieren.

STATUS QUO

Ernährung bedeutet zunächst, die biologischen Grundbedürfnisse für eine funktionierende Homöostase zu erfüllen, also die Versorgung mit ausreichend Nährstoffen und Wasser in einem ausgewogenen Verhältnis. Ernährung wird dabei im naturwissenschaftlichen Sinne auf Substanzen heruntergebrochen, deren Anteile in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen sollten. Das Konzept der nachhaltigen Ernährung geht darüber hinaus und zielt auf eine Homöostase, die sowohl für jetzige als auch für kommende Generationen eine ausreichende hochwertige Versorgung mit Lebensmitteln sicherstellt.

Für die Umsetzung nachhaltiger Ernährung gibt es hilfreiche Operationalisierungen. Die Empfehlungen der Vollwerternährung etwa basieren auf den Leitlinien für nachhaltige Entwicklung der Brundlandt-Vereinbarung von 1987, nach der jegliche Produktion in den Bereichen Umwelt, Soziales und Wirtschaft gleichwertig zusammengebracht und um die Ebene der individuellen

Gesundheit ergänzt wird.⁰⁴ Geraten wird, pflanzlichen Lebensmittel den Vorrang zu geben und tierische Lebensmittel nur in geringem Umfang zu verzehren; ökologische Produktqualitäten zu bevorzugen; zu gering verarbeiteten Lebensmitteln zu greifen; auf die Umweltverträglichkeit verpackter Produkte zu achten; faire Handelsströme zu präferieren; und genussvolle und bekömmliche Speisen zu verzehren.

Zu sehr ähnlichen Empfehlungen kommt die EAT-Lancet Kommission auf Basis der Berücksichtigung planetarer Grenzen.⁰⁵ Die planetaren Grenzen markieren eine Lebensmittel-Produktions-/Konsumptions-„Grenze“ für die Wahrung von balancierten Umweltsystemen: Innerhalb dieser Grenzen kann die Menschheit sicher operieren, außerhalb sind Stabilität und Widerstandsfähigkeit des planetaren Ökosystems gefährdet. Die auf Basis des „sicheren Grenzbereichs“ errechnete Planetary Health Diet (PHD) umreißt ein bestmögliches individuelles Ernährungsmuster sowohl für die humane als auch für die planetare Gesundheit.⁰⁶ Es wird empfohlen, eine breite Vielfalt an pflanzlichen Lebensmitteln zu konsumieren, den Verzehr tierischer Lebensmittel hingegen zu beschränken; sich dabei im Allgemeinen ein eher moderates Konsumverhalten anzueignen; Lebensmittel aus regenerativer landwirtschaftlicher Produktion zu bevorzugen; beim Einkauf die Bedingungen zu berücksichtigen, unter denen Lebensmittel gehandelt wurden – etwa Fairtrade oder *social responsible farming* – sowie (Agro-)Biodiversität abzubilden; Abfälle zu vermeiden; und die Eigenproduktion zu erhöhen, also häufiger selbst zu kochen.

Mit diesen Empfehlungen liegt die PHD recht nah an den Empfehlungen der Vollwert-

ernährung. Letztere bildet im Prinzip auch einen Orientierungsrahmen für die Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Ernährung (DGE). Insgesamt unterscheiden sich die Leitlinien hinsichtlich der Quantifizierung einzelner Produktgruppen durchaus und könnten stärker Nachhaltigkeitskriterien integrieren.⁰⁷ Dennoch ist die Richtung ähnlich – in der Wissenschaft herrscht Einigkeit, dass tierische Produkte nur in Maßen konsumiert werden, dafür aber frische und pflanzliche Produkte einen größeren Anteil haben sollten, und dass die Ressourcen insgesamt umsichtig eingesetzt werden sollten. Letzteres bedeutet etwa, Lebensmittel aus regenerativen landwirtschaftlichen Systemen zu beziehen und Lebensmittelabfälle sowie einen übermäßigen Konsum, besonders von hochverarbeiteten Snackprodukten, zu vermeiden.

Auf Basis dieser Umsetzungsleitlinien stellt sich die Frage, wie stark ein nachhaltiger Ernährungsstil bisher in der Gesellschaft verbreitet ist. Um den Status quo zu definieren, möchte ich zwei Bereiche exemplarisch herausstellen – zunächst den Fleischkonsum. Die Empfehlungen der PHD liegen hier bei durchschnittlich 13 bis 45 Gramm, die der DGE bei durchschnittlich 45 bis 85 Gramm pro Kopf am Tag. Lag der Fleischkonsum in Deutschland 2018 noch bei 167 Gramm pro Kopf am Tag, betrug er 2021 150 Gramm,⁰⁸ bei sinkendem Trend, jedoch immer noch weit von den empfohlenen Werten entfernt. Weitere Vergleiche zeigen, dass die Ernährungsmuster insgesamt noch nicht den Empfehlungen entsprechen. So beträgt etwa im Bereich des Gemüsekonsums die mittlere Verzehrsmenge 134 Gramm pro Kopf am Tag, während die Empfehlungen sowohl der DGE als auch der PHD mit durchschnittlich etwa 400 Gramm deutlich darüber liegen.⁰⁹ Blicken wir ergänzend auf die Marktdaten für ökologisch produzierte Lebensmittel als Beispiel für Erzeugnisse aus einem regenerativen Landbausystem, so ist er-

01 Vgl. Walter Willett et al., Food in the Anthropocene: The EAT–Lancet Commission on Healthy Diets from Sustainable Food Systems, in: The Lancet 10170/2019, S. 447–492.

02 Vgl. Joseph Poore/Thomas Nemecek, Reducing Food’s Environmental Impacts Through Producers and Consumers, in: Science 360/2018, S. 987–992 (Erratum 2019: <https://doi.org/10.1126/science.aaw9908>).

03 Siehe www.fao.org/nutrition/education/food-dietary-guidelines/background/sustainable-dietary-guidelines/en.

04 Vgl. Karl von Koerber/Thomas Männle/Claus Leitzmann, Vollwerternährung. Konzeption einer zeitgemäßen und nachhaltigen Ernährung, Stuttgart 2012.

05 Vgl. Johan Rockström et al., Planetary Boundaries: Exploring the Safe Operating Space for Humanity, in: Ecology and Society 2/2009, Artikelnr. 32.

06 Vgl. Willett et al. (Anm. 1).

07 Vgl. Anna-Lena Klapp/Nico Feil/Antje Risius, A Global Analysis of National Dietary Guidelines on Plant-Based Diets and Substitutions for Animal-Based Foods, in: Current Developments in Nutrition 11/2022, <https://doi.org/10.1093/cdn/nzac144>.

08 Vgl. Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung, Bericht zur Markt- und Versorgungslage mit Fleisch 2022, April 2022, S. 23.

09 Vgl. Christina Breidenassel et al., Einordnung der Planetary Health Diet anhand einer Gegenüberstellung mit den lebensmittelbezogenen Ernährungsempfehlungen der DGE, in: Ernährungs Umschau 5/2022, S. 56–72.

staunlich, dass der Umsatz von Bio-Lebensmitteln nur etwa 7 Prozent ausmacht und damit noch immer eine verhältnismäßig kleine Rolle bei der tatsächlichen Lebensmittelwahl spielt,¹⁰ obwohl Verbrauchende häufig die Kriterien von ökologisch produzierten Lebensmitteln schätzen und sogar 85 Prozent angeben, ökologische Produktqualität zumindest manchmal beim alltäglichen Lebensmitteleinkauf zu berücksichtigen.¹¹

INDIVIDUELLE BEURTEILUNGSKOMPETENZ

Wenn es darum geht, Nachhaltigkeit zu beurteilen, stehen Verbrauchende häufig vor großen Herausforderungen. Grundsätzlich haben sie durchaus ein Interesse an Nachhaltigkeitsbelangen im Allgemeinen und bei Ernährung im Speziellen.¹² Nachhaltige Lebensmittelqualität umfasst aus ihrer Perspektive vor allem drei Dimensionen: ökologische, lokale und ethische Produktion.¹³ Angesichts der deutlichen Diskrepanz zwischen Nachhaltigkeitsinteresse und Umsatzzahlen am Markt ist jedoch anzunehmen, dass andere Attribute, wie der Preis oder der Geschmack, diese Nachhaltigkeitsattribute ausbooten.¹⁴

In der Regel sind nachhaltig produzierte Lebensmittel teurer, da die Produktionskosten hö-

her, die produzierten Mengen geringer und die Marketing- und Vertriebskanäle weniger effizient sind. Darüber hinaus sind Preise für Bio-Lebensmittel oft höher, da sie eine Reihe anderer externer Kosten berücksichtigen, die bei konventionell hergestellten Lebensmitteln nicht anfallen, wie Qualitäten im Umweltschutz.¹⁵ Allerdings ist in diesem Zusammenhang interessant, dass nur 46 Prozent der Verbrauchenden angeben, den Preis als wichtiges Kriterium bei Lebensmitteln zu beachten.¹⁶ Dies legt die Vermutung nahe, dass ein höherer Preis nicht das einzige Hindernis für eine bessere Akzeptanz ist. In der Tat besteht bei entsprechender Aufklärung durch Bildungs- und/oder Kommunikationsmaßnahmen nicht nur ein Interesse für regenerative Formen der Landwirtschaft, sondern auch eine erhöhte Akzeptanz, die sich etwa in einer größeren Bereitschaft niederschlägt, einen höheren Preis für „besseres Fleisch“ zu zahlen und dafür weniger häufig Fleisch zu essen.¹⁷

Dabei ist relevant, dass die Nachfrage nach nachhaltig produzierten Lebensmitteln zunächst von zwei Besonderheiten bestimmt wird: *Erstens* ist die Ernährungsqualität nicht direkt durch die Verbrauchenden erfahrbar und beurteilbar. Sie müssen der deklarierten Produktionsqualität am Ort der Entscheidung, meist beim Kauf, vertrauen. *Zweitens* müssen die Verbrauchenden in der Lage sein, die deklarierte Lebensmittelqualität zu unterscheiden, zu verstehen und in den Alltag zu integrieren. Der Schluss, dass es einer umfassenden Ernährungsbildung bedarf, liegt deshalb nah.

Im Jargon des Marketings wandelt ein erfolgreicher Kommunikations- beziehungsweise Zertifizierungsprozess das Produkt von einem Glaubwürdigkeits- in ein Suchattribut,¹⁸ dessen

10 Vgl. Bund Ökologische Lebensmittelwirtschaft (Hrsg.), Branchenreport 2022, Berlin 2022, S. 24.

11 Vgl. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL), Ökobarometer, Berlin 2023; Klaus G. Grunert/Sophie Hieke/Josephine Wills, Sustainability Labels on Food Products: Consumer Motivation, Understanding and Use, in: Food Policy 44/2014, S. 177–189.

12 Vgl. Angela Browne et al., Organic Production and Ethical Trade: Definition, Practice and Links, in: Food Policy 1/2000, S. 69–89; Marylyn Carrigan/Isabelle Szmigin/Joanne Wright, Shopping for a Better World? An Interpretive Study of the Potential for Ethical Consumption Within the Older Market, in: Journal of Consumer Marketing 6/2004, S. 401–417; Katrin Zander/Ulrich Hamm, Consumer Preferences for Additional Ethical Attributes of Organic Food, in: Food Quality and Preference 5/2010, S. 495–503; Katrin Zander et al., Erwartungen der Gesellschaft an die Landwirtschaft, Thünen-Institut, September 2013, http://literatur.thuenen.de/digbib_extern/dn052711.pdf.

13 Vgl. Carmen Valor/Isabel Carrero/Raquel Redondo, The Influence of Knowledge and Motivation on Sustainable Label Use, in: Journal of Agricultural and Environmental Ethics 4/2014, S. 591–607; BMEL (Anm. 11).

14 Vgl. Dan Petrovici et al., Nutritional Knowledge, Nutritional Labels, and Health Claims on Food: A Study of Supermarket Shoppers in the South East of England, in: British Food Journal 6/2012, S. 768–783.

15 Siehe www.fao.org/organicag/oa-faq/oa-faq5/en.

16 Vgl. BMEL, Deutschland, wie es isst. Der BMEL-Ernährungsreport 2020, Berlin 2020, S. 17.

17 Vgl. Maureen Schulze/Achim Spiller/Antje Risius, Food Retailers as Mediating Gatekeepers Between Farmers and Consumers in the Supply Chain of Animal Welfare Meat – Study Retailers' Motives in Marketing Pasture-Based Beef, in: Food Ethics 1/2019, S. 41–52; dies., Do Consumers Prefer Pasture-Raised Dual-Purpose Cattle Considering Everyday Meat Products. A Hypothetical Discrete Choice Experiment for the Case of Minced Beef, in: Meat Science 177/2021, <https://doi.org/10.1016/j.meatsci.2021.108494>.

18 Vgl. Friederike Albersmeier/Holger Schulze/Achim Spiller, System Dynamics in Food Quality Certifications: Development of an Audit Integrity System, in: International Journal on Food System Dynamics 1/2010, S. 69–81.

Eigenschaften von Verbrauchenden beim Kauf direkt bewertet und eingeordnet werden können. Um Vertrauen aufzubauen, werden Informationen über das nachhaltig produzierte Gut an die Verbrauchenden weitergegeben.¹⁹ Diese Kommunikation kann auf vielfältige Weise erfolgen, findet aber in Bezug auf Lebensmittelqualitäten bislang hauptsächlich über Zertifikate („Labels“) statt, die bestimmte Produktionsprozesse garantieren.²⁰ Die Informationen, die durch Kennzeichnungssysteme bereitgestellt werden, stellen aber häufig auch eine Herausforderung dar: Verbrauchende haben Schwierigkeiten, die Qualitäten der Etiketten zu spezifizieren und äußern sich mitunter auch skeptisch gegenüber den Kontrollsystemen, besonders wenn diese unbekannt oder geografisch entfernt sind.²¹ Gleichzeitig ist der Wissensstand der Verbrauchenden zu landwirtschaftlicher Produktion meist gering.²² Dabei ist Wissen über die Systeme und Qualitäten der Lebensmittelproduktion eine Voraussetzung für die Bewertung von Lebensmittelzertifikaten.²³

Außerdem bleibt die Nutzung von Nachhaltigkeitssiegeln bei der Kaufentscheidung insgesamt gering,²⁴ obwohl in den vergangenen Jahren viele verschiedene Siegel auf den Markt gekommen sind. Manchmal können Verbrauchende aus logistischen oder zeitlichen Gründen die Qualitäten nicht explizit beurteilen, fühlen sich von den existierenden Zertifikaten überfordert oder haben andere (soziale) Gründe der Alltagsgestaltung, die gegen die extensive Nutzung der Produktinformation sprechen.

Aktuell ist fraglich, ob die gesellschaftlich etablierten Strukturen der (Ernährungs-)Bildung effizient genug organisiert sind, um die alternativen

Möglichkeiten darzustellen und zu positionieren. Hinzu kommt, dass die in der Bildungspolitik geltenden Grundsätze des Beutelsbacher Konsenses eine umfassende, mitunter kontroverse Darstellung aller Positionen zu einem Thema erfordern. Das kann im Bereich der nachhaltigen Ernährungsbildung gegebenenfalls ein Hindernis darstellen. Denn diese Art der Vermittlung der Ausgangssituation läuft in der Praxis auf einen Minimalkonsens hinaus,²⁵ und Orientierung und Entscheidungsfindung werden den Einzelnen überlassen.

Zugleich werden die Bewertung der Nachhaltigkeit und die entsprechenden Kennzeichnungssysteme immer noch von Umweltaspekten dominiert – nur ein kleiner Teil der Nachhaltigkeitssiegel berücksichtigt Aspekte der ethischen oder lokalen Produktion.²⁶ In den vergangenen Jahren haben sich die Verbrauchenden jedoch zunehmend für diese Qualitäten interessiert, etwa für die Herkunft der Lebensmittel,²⁷ die ethische Qualität²⁸ und den Tierschutz.²⁹ Verbrauchende in Deutschland sind besonders umsichtig, wenn es um lokale Produktion geht – 83 Prozent geben an, beim Kauf von Lebensmitteln häufig auf die regionale geografische Herkunft zu achten.³⁰ Daher erfüllen die bestehenden Nachhaltigkeitssiegel möglicherweise (noch) nicht die Kriterien, die Verbrauchende von einer nachhaltigen Lebensmittelproduktion erwarten.

19 Vgl. Susanne Hartlieb/Bryn Jones, *Humanising Business Through Ethical Labelling: Progress and Paradoxes in the UK*, in: *Journal of Business Ethics* 3/2009, S. 583–600.

20 Vgl. Eleni Mente et al., *Nutrition in Organic Aquaculture: An Inquiry and a Discourse*, in: *Aquaculture Nutrition* 4/2011, S. 798–817.

21 Vgl. Sally Eden/Christopher Bear/Gordon Walker, *Understanding and (Dis-)Trusting Food Assurance Schemes: Consumer Confidence and the „Knowledge Fix“*, in: *Journal of Rural Studies* 1/2008, S. 1–14.

22 Vgl. Zander et al. (Anm. 12).

23 Vgl. Andreas C. Drichoutis, *Nutrition Knowledge and Consumer Use of Nutritional Food Labels*, in: *European Review of Agriculture Economics* 1/2005, S. 93–118; Petrovici et al. (Anm. 14).

24 Vgl. Grunert/Hieke/Wills (Anm. 11).

25 Vgl. Hans-Georg Wehling, *Konsens à la Beutelsbach?*, in: Benedikt Widmaier/Peter Zorn (Hrsg.), *Brauchen wir den Beutelsbacher Konsens?*, Bonn 2016, S. 19–27.

26 Vgl. Jeanette Klink et al., *Sustainability as Sales Argument in the Fruit Juice Industry: An Analysis of On-Product Communication*, in: *Journal on Food System Dynamics* 3/2014, S. 144–158.

27 Vgl. Minna Autio et al., *Consuming Nostalgia? The Appreciation of Authenticity in Local Food Production*, in: *International Journal of Consumer Studies* 5/2013, S. 564–568; Maria D. Ehmeke/Jayson L. Lusk/Wallace Tyner, *Measuring the Relative Importance of Preferences for Country of Origin in China, France, Niger, and the United States*, in: *Agricultural Economics* 3/2008, S. 277–285.

28 Vgl. Rosa Schleenbecker/Ulrich Hamm, *Information Needs for a Purchase of Fairtrade Coffee*, in: *Sustainability* 5/2015, S. 5944–5962.

29 Vgl. Fredrik Fernqvist/Lena Ekelund, *Credence and the Effect on Consumer Liking of Food – A Review*, in: *Food Quality and Preference* 32/2014, S. 340–353; Carl Johan Lagerkvist/Fredrik Carlsson/Diana Viske, *Swedish Consumer Preferences for Animal Welfare and Biotech: A Choice Experiment*, in: *AgBioForum* 1/2006, S. 51–58.

30 Vgl. BMEL (Anm. 16).

RAHMENBEDINGUNGEN VON ENTSCHEIDUNGEN

Neben den natürlichen planetaren (Produktions-)Grenzen ist die Umsetzung von Ernährungsstilen von makro-, meso- und mikroökonomischen sowie von soziokulturellen Umwelten beeinflusst und von individuellen Präferenzen und Prägnungen gezeichnet.³¹ Wenn etwa der Umsatz von Bio-Lebensmitteln nur rund 7 Prozent des Lebensmittelmarktes ausmacht, dann bedeutet dies nicht nur, dass die Nachfrage im Alltäglichen nicht umfassend vorhanden ist, sondern auch, dass es (bisher) kein ausreichendes Angebot gibt. In den kulturellen Konfigurationen unserer „Luxushemisphäre“ leben wir hingegen in einem „adipösen“ Umfeld, in dem ungesunde Lebensmittel immer und zu einem vergleichsweise günstigen Preis verfügbar sind,³² sich jedoch kaum einfache Optionen für eine gesunde, nachhaltige Ernährung im Alltag finden. Stattdessen erfordert die Umsetzung nachhaltiger Ernährungspraktiken von den Einzelnen viel Kreativität und Planung.

Die Lebensmittelproduktion ist, wie jede andere Produktion auch, eingebunden in einen soziopolitischen Handlungsrahmen, in dem die Lebensmittel in der Folge meist auch vermarktet werden. Dieser wiederum ist stark verflochten mit politischen Rahmen auf kommunaler, regionaler, nationaler, aber auch internationaler Ebene. Damit nachhaltige Produktqualität über all diese Ebenen „verteilt“ werden kann, bedarf es eines gesellschaftlichen Rahmens, der etwa in Form von Verordnungen, wie der EU-Öko-Verordnung, die zum Beispiel auch die Beschreibung „Bio-Lebensmittel“ oder „ökologisches Lebensmittel“ als Synonym definiert, sowie Handelsabkommen und entsprechende Standards festlegt. Diese zusätzlichen Instrumente bedürfen wiederum eines hohen Maßes an Organisation sowie an zwischenmenschlichem und institutionellem Vertrauen, um keine Informationsasymmetrie entstehen zu lassen, die wiederum zu einem ineffizienten Marktgeschehen führen würde.

Entscheidungen für ein Lebensmittel oder gar einen Ernährungsstil werden immer im Wechselspiel von Rahmenbedingungen und individuellen Neigungen, aber auch soziokulturellen Normen und Rahmenbedingungen getroffen. Vertrauen in nachhaltige Produktqualität entsteht nicht allein rational. Das trifft auch ganz konkret die Handlungslogik im Privathaushalt: Die Auswahl von Lebensmitteln folgt häufig einer Routine und ist damit nicht allein durch kognitives, rationales Wissen begründet.³³ Der Lebensmitteleinkauf ist dabei einerseits sehr alltagsnah, also regelmäßig – hier spricht man von einer „Stabilität des Warenkorbs“ –, und kann andererseits gleichzeitig situativ sehr unterschiedlich begründet sein, beispielsweise sozial vor dem Hintergrund bestimmter Anlässe.

Nachhaltige Ernährung ist viel mehr als „nur“ der Einkauf oder Nichtkauf und das Vertrauen in beispielsweise ökologische Produktqualität. Nachhaltige Ernährung bedeutet in vielerlei Hinsicht, sich aktiv mit der Vielschichtigkeit des Alltagshandelns zu beschäftigen, eine aktive Rolle für eine bestimmte Qualität sowie explizit Verantwortung für eine frische Zubereitung zu übernehmen und entsprechende Zeit- und Energieressourcen einzubringen. Haushalte sind beim Thema Ernährung also viel mehr aktive Produzenten als passive Rezipienten oder Nachfragende von diesem oder jenem Produkt.

NACHHALTIGE ERNÄHRUNG ALS PROZESS

Die Verknüpfung zwischen Wissen und Vertrauen stellt die Interdependenz kultureller und soziologischer Faktoren, die Ernährungsentscheidungen beeinflussen, bereits deutlich heraus. Da es sich bei Vertrauen um ein komplexes soziologisches Konstrukt handelt, muss auch der Aufbau von Vertrauen kontextuell verstanden werden. Für Vertrauen spielt vorhandenes beziehungsweise neu aufgebautes Wissen eine wesentliche Rolle, verleiht es doch Sicherheit im Alltagshandeln.³⁴ Wissen unterstützt die Impulse aus der Inspiration und der beurteilbaren Qualität, zum Beispiel Preis

³¹ Vgl. Mary Story et al., *Creating Healthy Food and Eating Environments: Policy and Environmental Approaches*, in: *Annual Review of Public Health* 2008, S. 253–272.

³² Vgl. Mattea Dallacker/Jutta Mata/Ralph Hertwig, *Toward Simple Eating Rules for the Land of Plenty*, in: Ralph Hertwig/Timothy J. Pleskac/Thorsten Pachur (Hrsg.), *Taming Uncertainty*, Cambridge, MA 2019, S. 111–127.

³³ Vgl. Paul Ingenbleek/Victor Immink, *Consumer Decision-Making for Animal-Friendly Products: Synthesis and Implications*, in: *Animal Welfare* 1/2011, S. 11–19.

³⁴ Vgl. Roy M. Dille, *Reflections on Knowledge Practices and the Problem of Ignorance*, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute*, Special Issue, May 2010, S. 176–192.

oder Geschmack, sodass Produkte auch als „authentisch“ nachhaltig wahrgenommen werden.

Verbrauchende entwickeln Vertrauen auf vielfältige Art und Weise. Darunter fallen personelle, systemische, kognitive und affektive Formen des Vertrauens,³⁵ die sich überschneiden können. Das bedeutet, dass das Vertrauen in eine bestimmte Person, etwa einen Produzenten, auch auf die mit dieser Person verbundene Organisation, etwa einen Verband, oder auch auf das produzierte Lebensmittel selbst übertragen werden kann, mithin also sowohl auf kognitivem Wissen als auch auf emotionalem Wohlbefinden beruhen kann. Umgekehrt werden Vertrauensmängel auch innerhalb dieser sich überlappenden Dimensionen sichtbar.

Urteile und Entscheidungen werden dabei stärker von unbewussten emotionalen Gesichtspunkten beeinflusst als von rational-kognitiven Bewertungen, sodass Menschen oftmals emotionsbasierte Präferenzen für bestimmte Optionen annehmen, ohne diese Entscheidungen rational zu prüfen.³⁶ Zudem wirken negative Gedanken, Gefühle oder Erfahrungen stärker als neutrale oder positive Ereignisse, selbst wenn diese mit der gleichen Intensität auftreten. Dieses sozialpsychologische Phänomen wird als „Negativitätsbias“ bezeichnet.³⁷ Misstrauen kann daher als dominanter Faktor bewertet werden, der schwieriger abzubauen ist, als Vertrauen aufgebaut werden kann.

35 Vgl. Shankar Ganesan/Ron Hess, Dimensions and Levels of Trust: Implications for Commitment to a Relationship, in: *Marketing Letters* 4/1997, S. 439–448; Anna L. Macready et al., Consumer Trust in the Food Value Chain and Its Impact on Consumer Confidence: A Model for Assessing Consumer Trust and Evidence from a 5-Country Study in Europe, in: *Food Policy* 92/2020, <https://doi.org/10.1016/j.foodpol.2020.101880>; Lucie Sirieix/Paul R. Kleddal/Tursinbek Sulitang, Organic Food Consumers' Trade-Offs Between Local or Imported, Conventional or Organic Products: A Qualitative Study in Shanghai, in: *International Journal of Consumer Studies* 6/2011, S. 670–678; Linn V. Zaglauer et al., Consumer Trust in Food Retailers: Conceptual Framework and Empirical Evidence, in: *International Journal of Retail & Distribution Management* 4/2012, S. 254–272.

36 Vgl. Daniel Kahneman/Amos Tversky, Choices, Values, and Frames, in: *American Psychologist* 4/1984, S. 341–350.

37 Vgl. Paul Rozin/Edward B. Royzman, Negativity Bias, Negativity Dominance, and Contagion. *Personality and Social Psychology Review* 4/2001, S. 296–320.

38 Vgl. Apasia Werner/Antje Risius, Motives, Mentalities and Dietary Change: An Exploration of the Factors That Drive and Sustain Alternative Dietary Lifestyles, in: *Appetite* 165/2021, <https://doi.org/10.1016/j.appet.2021.105425>.

39 Vgl. Louise O. Fresco et al., Sustainable Food Systems: Do Agricultural Economists Have a Role?, in: *European Review of Agricultural Economics* 4/2021, S. 694–718.

Für die Perspektiven nachhaltiger Ernährung ist es wichtig, dass neben einer umsichtigen Kommunikations- und Bildungsarbeit auch nachhaltigere Angebote erschlossen und ausgebaut werden, weitere Vermarktungs- oder Verfügbarkeitskanäle geschaffen und etablierte Distributionswege effizienter genutzt werden, damit Individuen im Alltag schneller auf Alternativen zurückgreifen können. Für eine langfristige Veränderung individueller Ernährung scheinen drei Faktoren besonders wichtig zu sein: ein „auslösendes Moment“, wie etwa Krisen; Information und Wissen über Ernährung, Umwelt, Gesundheit und Tierschutz; sowie Verantwortungsgefühl. Für die Verstärkung eines anderen Lebensstils sind darüber hinaus psychosoziale Kompetenzen wie Selbstkritik und Verbundenheit mit anderen/m zentral.³⁸

Der Wandel hin zu einer nachhaltigen Ernährungsform ist eng mit Fragen der gesamtgesellschaftlichen Transformation verknüpft. Explizit scheinen also Beziehungsmuster des Individuums zur Umwelt und zu sich selbst oder auch die Produktionsleistung des einzelnen Haushalts tragend und umsetzend für eine gelingende nachhaltige Ernährung zu sein. Während Ernährung klassischerweise im naturwissenschaftlichen Sinne auf einzelne Substanzen heruntergebrochen wird, deren Anteile in ausreichendem, ausbalanciertem Maße zur Verfügung stehen und nun zudem nachhaltigen Produktionsansprüchen genügen sollten, fehlen in den meisten Betrachtungsweisen die prozessualen, gestalterischen und dynamischen Anteile. Es ist an der Zeit, interdisziplinär nach Lösungen im Sinne eines systemischen Design-Ansatzes zu suchen und diese auch in unterschiedlichen kulturellen Konfigurationen zu verstehen und weiterzuentwickeln.³⁹

Ernährung wird uns als Gesellschaft immer „beschäftigen“. Vielleicht kann sie, gemäß der umfassenden Definition nachhaltiger Ernährung der FAO, zu einem größeren Wohlbefinden in allen Lebensbereichen führen. Die Einbettung in das soziale Gefüge und deren Institutionen sowie die natürlichen Umwelten sind dafür essenziell.

ANTJE RISIUS

ist Juniorprofessorin für Ernährung, Gesundheit und Nachhaltigkeit an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch-Gmünd.

antje.risius@ph-gmuend.de

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 14. Juli 2023

REDAKTION

Lorenz Abu Ayyash
Anne-Sophie Friedel (verantwortlich für diese Ausgabe)
Jacob Hirsch (Volontär)
Sascha Kneip
Johannes Piepenbrink
Anne Uhl (Praktikantin)
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
www.bpb.de/apuz-podcast
twitter.com/APuZ_bpb

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG,
Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das Parlament ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
Fazit Communication GmbH
c/o Cover Service GmbH & Co. KG
fazit-com@cover-services.de

Die Veröffentlichungen in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind keine Meinungsäußerungen der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb). Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch das weitere Print-, Online- und Veranstaltungsangebot der bpb, das weiterführende, ergänzende und kontroverse Standpunkte zum Thema bereithält.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ
Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International.



APuZ

Nächste Ausgabe
33–34/2023, 14. August 2023

WHISTLEBLOWING



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz